

SCHWÄBISCHE HEIMAT 1988|1



POSTFACH 769
7000 STUTTGART 1

WERTT • LANDESBIBLIOTHEK

29692

Postvertriebsstück - Gebühr bezahlt
88 21013-5210135/40683

5532

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzügl. Versandkosten, inkl. 7% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 38/39.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 2 68 61 01. Zweigniederlassung: Bahnhofstraße 65, 7080 Aalen 1, Telefon (073 61) 5 94 - 6 01

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 16 38/39.

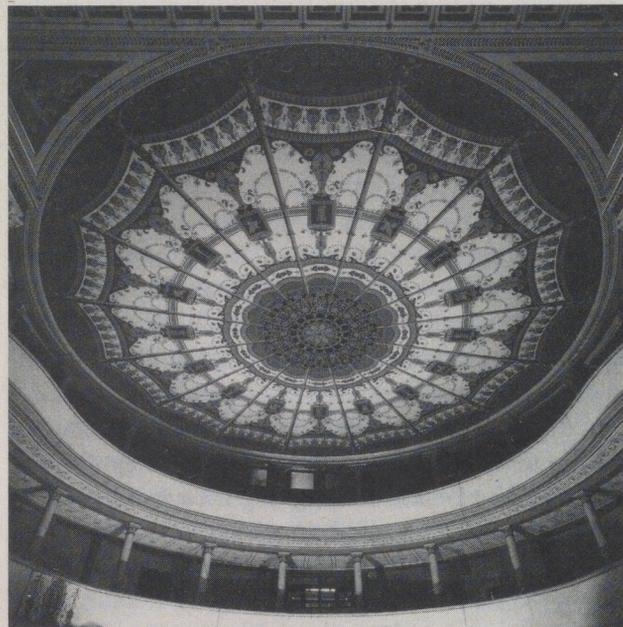
Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad Theiss Verlags, Stuttgart, bei.

Inhalt

BERND ROLING	
Zur Sache: Der Wasserpfennig	1
HEINZ BARDUA	
Das Wappen des Landkreises Göppingen	2
CHRISTEL KÖHLE-HEZINGER	
«Strohütten» gegen «Fabriken» – Ein Spannungsverhältnis im Königreich Württemberg	3
HERMANN BAUSINGER	
Kulturen im ländlichen Raum	8
SUSANNE WETTERICH	
Wilhelma-Theater: Ende des «Zauberschlafs»	14
HARALD SCHUKRAFT	
Die Georgskirche in Montbéliard/Mömpelgard	20
PETER LAHNSTEIN	
Des alten Schiller Baumzucht	24
ERNST SCHMEHLE	
Blaubeurer Elfenbeinschnitzer	29
MANFRED SCHMID	
Der «Friedenspfarrer» Paul Knapp	34
KARIN GÖBEL	
Rechenstunde am Ostermontag – Vom Eierlesen nicht nur in Württemberg	38
RAIMUND WAIBEL	
Museen des Landes: 5. Das Stadtmuseum Schramberg	46
Buchbesprechungen	54
sh intern	62
Studienfahrten	63
Anschriften der Mitarbeiter und Bildnachweis	67
sh aktuell	68
Mitgliederwerbung	84

Seit dem 1. Januar wird in Baden-Württemberg der sogenannte Wasserpfennig kassiert, der in vielen Fällen eher den Namen Wassergroschen verdient. Die Einzelheiten richten sich danach, woher die Wasserwerke, Firmen oder auch Gärtner und Bauern mit großen Berieselungsanlagen ihr Wasser bekommen. Wer Grundwasser entnimmt, muß zehn Pfennig pro Kubikmeter berappen. Wer Oberflächengewässer wie beispielsweise den Bodensee anzapft, kommt mit vier Pfennig davon. Kühlwasser kostet einen Pfennig.

Insgesamt erwartet die Landesregierung in diesem Jahr Einnahmen aus dem Wasserpfennig in Höhe von 130 Millionen Mark. Vor Jahresfrist rechnete sie noch mit 170 oder gar 175 Millionen Mark. Aber in der Zwischenzeit setzte die CDU-Fraktion eine Härtefallregelung zugunsten der Industrie durch. Große Wasserverbraucher wie Papier- und Textil-



Das Titelbild zeigt die herrlich ausgemalte Decke des im alten Glanz wiedererstandenen Wilhelma-Theaters in Stuttgart-Bad Cannstatt. Ein Artikel (S. 14 ff.) ist diesem Juwel gewidmet. Die anderen Aufsätze beschäftigen sich mit Kultur und Kulturen im ländlichen Raum, aber auch mit der Mömpelgarder Georgskirche, mit Vater Schillers Baumzucht, den Blaubeurer Elfenbeinschnitzern und dem Schramberger Stadtmuseum. Nicht zu vergessen das Lebensbild von Paul Knapp, der zu seiner Zeit den Ehrennamen «Friedenspfarrer» trug.

betriebe dürfen auf Ermäßigungen bis zu 90 Prozent hoffen.

Beim Privatmann dagegen wird ausnahmslos abkassiert, und zwar auch für Verluste im Leitungsnetz. Der einzelne Bürger kann nichts dafür, wenn die Wasserrohre in seiner Kommune undicht sind, aber die Verluste, die vielerorts bei 20 bis 30 Prozent liegen, muß er mitbezahlen, zuzüglich Mehrwertsteuer.

Zwar hat die SPD des Landes angekündigt, ein Großteil ihrer Landtagsabgeordneten werde gegen den Wasserpfennig klagen, sobald die ersten Gebührenbescheide vorlägen, doch zunächst wird die umstrittene Abgabe planmäßig eingezogen. Und bereits zu Jahresbeginn sollen auch die ersten Landwirte mit 310 Mark pro Hektar dafür entschädigt werden, daß sie seit dem 1. Januar in den Wasserschutzgebieten verschärfte Auflagen hinnehmen müssen. Diese Ausgleichszahlung soll freilich in den ersten drei Jahren unabhängig von den Nitratwerten im Boden erfolgen. Mit anderen Worten: Die Bauern können jetzt gleich zu Beginn des Jahres kassieren, müssen aber erst von 1991 an den Grenzwert von 45 Kilo Stickstoff pro Hektar am Ende der Vegetationsperiode einhalten.

Außerdem dürfen die Landwirte um die Wasserschutzgebiete herum weiterhin intensiv düngen. Ursprünglich war außerhalb dieser Schutzgebiete ein genereller Düngehöchstwert von 90 Kilo Stickstoff pro Hektar geplant. Doch der wurde Ende letzten Jahres von der Landesregierung kurzerhand fallen gelassen. Und das ist der gravierendste Punkt! Denn wenn die Bauern völlig legal bis an den Rand der Wasserschutzzone intensiv düngen dürfen, so wird dadurch weiterhin das Grundwasser belastet. Außerdem sind auch in den Wasserschutzgebieten Pflanzenschutzmittel erlaubt, und zwar in den Schutzzone II bis IV, was der Landesnaturschutzverband, in dem auch der Schwäbische Heimatbund Mitglied ist, heftig kritisiert.

Fazit: Der Wasserpfennig wird erst mal kassiert, und das Grundwasser wird weiterhin verseucht. Aber angesichts der bevorstehenden Landtagswahlen kam es der Landesregierung vornehmlich darauf an, bei den Bauern auf Stimmenfang zu gehen. Dabei blieb sie erheblich hinter ihrem eigenen Ökologieprogramm zurück und weichte die Auflagen, die mit dem Wasserpfennig verbunden sind, so stark auf, daß der Schutzzweck teilweise gefährdet wird.

Nur drei von den bis dahin existierenden 63 Landkreisen Baden-Württembergs, nämlich Göppingen, Emmendingen und Heidenheim, haben die Kreisreform von 1973 ohne Zäsur überstanden, so daß auch ihre Wappen gültig geblieben sind. Der bereits kurz zuvor durch die Eingliederungen der Gmünder Kreisgemeinde Maitis nach Göppingen und der Ulmer Kreisgemeinde Waldhausen nach Geislingen an der Steige vergrößerte Landkreis Göppingen führt somit noch immer das im Jahre 1928 von der damaligen Amtskörperschaft Göppingen angenommene Wappen, das auch schon die Kreisreform und Kreisvergrößerung von 1938 unverändert überstanden hatte. Da Zahl und Inhalte der kommunalen Wappen bis etwa 1931 noch einigermaßen überschaubar gewesen sind – bis dahin besaßen zum Beispiel erst zwölf württembergische Amtskörperschaften eigene Wappen –, war zur Zeit der Festlegung des heutigen Göppinger Kreiswappens noch keine staatliche Wappenverleihung, wie sie die Landkreissordnung für Baden-Württemberg heute vorsieht, eingeführt. Durch die staatliche Verleihungspraxis werden Wappendoppelungen auf Landesebene ebenso ausgeschlossen wie heraldische Regelwidrigkeiten.

Sowohl die alte Amtskörperschaft als auch der weit aus größere heutige Landkreis Göppingen, der sich gerne als der «Stauferkreis» bezeichnen läßt, verwiesen und verweisen in ihrem Wappen auf das hohentaufische Herrscherhaus, das fast zweihundert Jahre lang europäische Geschichte mitgestaltet hat, dessen Name und Aufstieg aber von der um 1070 erbauten Stammburg über der gleichfalls von ihm gegründeten Stadt Göppingen ausgegangen war. Im Jahre 1181 verwendete der diesem Hause angehörende Herzog Friedrich V. von Schwaben ein Reiter Siegel, auf dessen Schild sein Wappen, ein aufgerichteter Löwe, zu sehen war. Aus diesem ursprünglichen Wappen, von dem sich die Hauptfigur des Göppinger Kreiswappens herleitet, entwickelte sich bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts das Drei-Löwen-Wappen der staufischen Herzöge von Schwaben, das dann im Jahre 1954 dem baden-württembergischen Landeswappen zugrunde gelegt worden ist.

Die im Kreiswappen über dem Löwen erscheinende Hirschstange bezieht sich – als die württembergische Wappenfigur – auf den Übergang des staufischen Besitzes an Württemberg, das sich schließlich zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auch die



Heraldische Beschreibung: In Gold (Gelb) unter einer liegenden schwarzen Hirschstange ein aufgerichteter, rot bewehrter und rot bezungter schwarzer Löwe.

zuletzt noch bayerischen, reichsstädtischen oder reichsritterschaftlichen Bestandteile des heutigen Göppinger Kreisgebietes einverleibte.

*Der Kegel, worauf die Burg **Hohenstaufen** stand, ist scharf abgeschnitten, wie eine Batterie, die Platte etwa drei Morgen. Bis zum Bauernkriege lag noch eine Besatzung von 32 Invaliden hier, die hinten hinaus sprangen, als die Bauern von vorn angriffen; noch zu Crusius Zeiten im Jahre 1588 standen Mauern, Thürme und Kapelle. (. . .) Jetzt steht noch das Mauerüberrestchen von drei Fuß Höhe und zehn Fuß Länge: Denn jedes Jahr holte man Steine herab, vorzüglich nach Göppingen. Der kleine Raum von etwa drei Morgen, auf dem jetzt, statt des Glanzes kaiserlicher Majestät, einige Schafe weiden, und der Hirtenknabe mit den Steinchen der zertrümmerten Veste spielt, entspricht so wenig der Größe seiner Bewohner (wie genügsam waren doch selbst alte Kaiser), als die Aussicht den poetischen Schilderungen allzu warmblütiger Reisenden, die sich vielleicht nicht einmal heraufbemühten!* Karl Julius Weber: Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Stuttgart 1834.

«Strohütten» gegen «Fabriken»

Christel Köhle-Hezinger

Ein Spannungsverhältnis im Königreich Württemberg

Stroh- und Rohrdächer erhalten eine Neigung von über 50° und werden aus Bündeln (Schauben) von Stroh und Rohr hergestellt, welche man in doppelten Lagen von 30 – 40 cm Dicke mittels Strohbindern auf Dachlatten befestigt. Da Holz-, Stroh- und Rohrdächer sehr feuergefährlich sind, so hat man sie in vielen Staaten verboten, wo sie entweder durch Dächer aus Strohlemschindeln, Dachpappe oder bes. durch die sog. Estrichdächer ersetzt werden.¹

Meyers Konversations-Lexikon beschreibt, was zu der Zeit – im Jahre 1890 – noch überall gebräuchlich war. Bis in die Begrifflichkeit deckte sich, sieht man von mundartlichen Sonderformen ab, die preußisch-deutsche Definition mit den württembergischen Verhältnissen: ein *Schaub* oder *Schäuble* war ein *Strohbund*, bes. von Roggenstroh; ein *Schaubdach* war ein Strohdach, ein *Schaubhaus* ein Strohdachhaus, ein *Schaubhut* ein Strohhut, ein *Schaubkrüttele* ein aus Strohseilen geflochtener Korb, ein *Schaubreiste* ein als Fackel genutztes Strohgewinde.² Die vielfältigen Bezeichnungen verweisen auf die reichhaltige Nutzung, die in der alten Agrargesellschaft dem «Abfallprodukt» Stroh zukam – insgesamt ein Muster an scheinmodernem Recycling, für das es noch zahlreiche andere Beispiele gäbe –, die Flachspflanze Lein etwa sei hier nur angeführt.

Nothing goes waste: Dieses Prinzip charakterisierte für einen vor Jahren im Remstal forschenden amerikanischen Kulturanthropologen – neben anderen Faktoren – das Schwäbische.³ Als Prinzip des Alltäglichen, zum Leben und Überleben notwendigen Wirtschaftens war es in Denken und Handeln allgegenwärtig, zur Mentalität geworden.

Keineswegs, so wäre für unser Thema hinzuzufügen, galt dieses Prinzip nur für das Schwäbische. Es muß vielmehr aus seinem ökologischen Kontext gesehen und gedeutet werden. Strohdächer als die in einer Region gebräuchliche Dachdeckung wären – in heutiger Terminologie und Denkweise – das Beispiel einer optimalen Kosten-Nutzen-Relation. Die hohen Vollwalmdächer, wie sie ausgangs des Mittelalters etwa noch Albrecht Dürer malte, waren ihrem konstruktiven Aufbau, dem Gerüst, gemäß strohgedeckt – in Franken wie in Oberschwaben. Ob steilgieblige Satteldachhäuser, Halb- oder Krüppelwalmdächer, ob Block- oder Bohlenständerbauten oder Fachwerkhäuser: Ihre Strohdeckung war billig und klimatisch günstig. In Gegenden wie dem Linzgau hatten herrschaftliche Vorschriften früh dem Ziegeldach und damit der Ziegelindustrie in ei-

ner Region reicher Lehmvorkommen zum Durchbruch verholfen.⁴ Ziegel oder Schindeln aber waren vergleichsweise schwere Dachhäute, zu schwer für die Dachkonstruktion der alten Strohdächer; und sie waren teurer, in der Deckung wie im Unterhalt. Unsinnig waren sie in jenen Gegenden, wo das Zuführen von Platten lange Wege erfordert hätte oder Schindelholz nicht zur Verfügung stand, Roggenstroh hingegen reichlich und alljährlich neu anfiel. So konnte, allenfalls unter Hinzunahme eines Strohdachdeckers, der z. B. auch Korbmacher sein konnte,⁵ und mit Hilfe vieler – nachbarlicher, verwandtschaftlicher – Helfer schnell neu eingedeckt und später, bei Bedarf, immer wieder geflickt werden. Reparieren war Notbehelf und permanenter Zustand. Hinzu kamen die klimatischen Vorzüge, eine stets besonders hervorgehobene Charakteri-

Altoberschwäbisches Kleinbauernhaus, aufgenommen um 1930, in Untermöllenbronn, Gemeinde Reute, Kreis Ravensburg. Das Dach zeugt vom Umbauen, Anpassen und steten Reparieren; Dachplattenstreifen an First und Traufe.



stik, die allenfalls noch von den Gras- und Torfdeckungen anderer Kulturen erreicht wurde: Dank seiner guten Durchlüftung bot das Strohdach als schlechter Wärmeleiter⁶ Mensch und Tier, vor allem aber den unterm Dach lagernden Vorräten viele Vorteile.

Dennoch kamen, so mag es scheinen, Strohdächer zunehmend aus der Mode. In manchen Gegenden wie im erwähnten Linzgau im 18., anderswo im 19. und vollends im 20. Jahrhundert verschwanden sie aus unserer Landschaft. In Freilichtmuseen bilden sie heute einen Anziehungspunkt, besonders zur Zeit des Dacheindeckens. Welche Erfahrungen heute damit gemacht werden können, zeigt ein Beispiel aus Oberschwaben.

Als das gerade noch vor einer Feuerwehrräubung gerettete strohgedeckte «Kürnbachhaus» des gleichnamigen Freilichtmuseums bei Bad Schussenried für Museumszwecke durch Schwarzwälder Dachdecker neu gedeckt wurde, zeigten sich nach wenigen Jahren schon Verrottungerscheinungen; das verwendete Roggenstroh war in seinen Eigenschaften dem früherer Zeit unterlegen: der gezüchtete Kurzwuchs, die künstliche Düngung und die zunehmende Aggressivität der Luft, so mußte festgestellt werden, schwächen die Halme. Auch mußte das Stroh mühsam von Hand mit Dreschflegeln gedroschen werden, und schließlich fehlt heute als konservierendes Element der Rauch. Strohdachhäuser hatten als sog. Rauchhäuser keinen durch die Dachhaut führenden Schornstein. Die Schwaden aus Stubenofen und Herd füllten die hochgezogene Raumzone, den «Rauchschirm» über der Küche, kühlten sich dort ab und konservierten die hier aufgehängten Fleischvorräte. Im Dachraum trocknete der Rauch das über dem Wohnteil gelagerte Korn und imprägnierte es gegen Pilzkrankheiten; gleichzeitig schützte der Glanzruß das Gebälk und die Stroheckung.⁷

Das «System», so zeigt das Beispiel, funktioniert nicht mehr, wenn die Außenbedingungen sich gewandelt haben. Was, um den oben benutzten Begriff noch einmal aufzugreifen, in dem einen ökologischen Zusammenhang nützlich und funktional, von ökonomischer und kultureller Logik war, vermag dysfunktional, ja schädlich zu werden unter anderen Bedingungen.

Als man anfang, in die strohgedeckten Rauchhäuser Kamine einzuziehen, um es modern, bequemer, sauberer zu haben, um beim Kochen nicht mehr *bis zum Hals im Rauch zu stehen*⁸, war dies der Fall. Das langsame Abziehen des Rauches im Rauchhaus ließ den Rauch abkühlen. Die in gesetzlichen Vorschriften stets beschworene Feuersgefahr durch Funkenflug war gering. Erst als die neuen Kamine den Rauch förmlich aufs Strohdach jagten, wurde aus dem Beschwören traurige Realität.

Nun wird der Kampf gegen die Strohdächer zum Politikum. Das Thema, über Jahrzehnte hinweg zum „Dauerbrenner“ geworden, beschäftigte immer wieder Abgeordnetenversammlung und Ständekammer im Königreich Württemberg. Die Spuren, die es in den Landtagsprotokollen hinterlassen hat, sind es wert, aus kultur- und regionalgeschichtlicher Sicht aufgerollt zu werden.

Zur politischen Vorgeschichte mögen einige Streiflichter genügen. Bauordnungen des 16. Jahrhunderts verboten bereits Stroh- und Schindeldächer, so die 1568 erlassene des Herzogtums Württemberg. Die 1554 datierende Ordnung für die dem Spital Biberach zugehörigen Orte gebot im 80. Artikel, *neue Häuser mit Ziegeldach und sonst feuersicher zu bauen.*

Die Allgemeinen Statuten für die Unterthanen des Reichsstiftes Schussenried – also dem Hauptverbreitungsgebiet der altoberschwäbischen Strohdachhäuser – bestimmt 1794 im Artikel 41: Diejenigen, welche ihre mit Blatten bedekten Häuser abgehen lassen, und diese mit Stroh bedecken sollten, sind nicht nur schuldig das Blattendach wieder herzustellen, sondern auch in eine Strafe von 10 Reichsthaler verfallen.

Daß solche Gebote immer wieder und unter Strafan drohung ausgesprochen wurden, zeugt von ihrer Wirkungslosigkeit: Als Vorschriften von oben prallten sie gleichsam an der herrschenden Kultur einer Region ab.

Lehmstrohdächer statt der bisher üblichen Strohdächer verlangte die *Neue allgemeine württembergische Bauordnung* vom 6. Oktober 1872. Dagegen protestierten in einer Eingabe 284 Gebäudebesitzer aus den Oberämtern Waldsee, Biberach und Leutkirch: *Von diesen sind 184 solche, denen die Restaurierung ihrer Strohdächer mit reinem Stroh bereits erlaubt ist, weil der Dachstuhl ihrer Gebäude sich in einem Zustand befindet, der das vermehrte Gewicht des Lehmstrohdaches (d. h. eines zusätzlichen Lehmstrichs als Unterlage) nicht zu tragen im Stande ist.* Eine Untersuchung dieser Frage im Oberamt Waldsee hatte ergeben, daß von 800 – 900 mit Strohdächern bedeckten Gebäuden nur 240 als solche erklärt worden sind, welche fähig sind, Lehmstrohdächer zu tragen. (. . .) Alle andern dürfen auch künftig mit reinem Stroh gedeckt werden.⁹ Strohdächer waren schon ein halbes Jahrhundert zuvor zum Landtags-Thema geworden. Aus der Herkunft der jeweiligen Petitionen läßt sich zugleich das damalige Verbreitungsgebiet von Strohdächern zu jener Zeit schließen: Oberamt Urach (1821), Laichingen (1830), Oberamt Münsingen (1833), Oberamt Sulz (1845), Oberamt Gaildorf, Oberämter Neresheim und Saulgau (1865), Oberämter Biberach, Leutkirch und Waldsee (1876).



In Kürnbach bei Bad Schussenried hat Max Lohss um 1910 dieses Strohdachhaus aufgenommen, das zwei Jahrzehnte später bereits abgegangen war. Das Vollwalmdach des einstöckigen Mittertennhauses, das wohl im 16. Jahrhundert erbaut wurde, ist noch ein reines Strohdach.

Strohdächer als Politikum im Königreich Württemberg: Diese Geschichte beginnt mit der *Generalverordnung* von 1808; dort hatte es geheißen: *Neue Häuser dürfen durchaus nicht mehr mit Stroh oder Schindeln gedeckt werden (. . .) selbst nicht mehr repariert (. . .) (bei einer) Strafe von 10 Thalern*. Dispensation konnte lediglich erteilt werden, wenn *die hohe Lage des Ortes den Gebrauch (von Dachziegeln) unzureichend macht (. . .) wenn ferner die Häuser nicht all zu nah aufeinander stehen (. . . und so lange) die unterste Strohlage dicht mit Lehm getränkt ist*.

Diese Ausnahmeregelung für *rauhe, hoch gelegene Gegenden* wurde 1848 durch einen Ministerialerlaß bestätigt: *Da in Orten, welche nach der Ansicht der Kreisregierung nicht rauh gelegen sind, Strohdachdeckungen überhaupt unzulässig sind, könnten Ausbesserungen nur dort gestattet werden, wo die Dachkonstruktion keine andere Wahl lasse*.

Welche Orte aber als rauh zu bezeichnen seien, welche Dächer keine andere Wahl ließen, darüber stritt man am 30. März 1865 in der 128. Sitzung der Zweiten Kammer im Stuttgarter Landtag. Vorgelegt war die *Eingabe einer großen Anzahl Einwohner von Braunweiler, Reichenbach, Allmannsweiler, Bierstetten und*

Renhardsweiler, die ihre Strohdächer ausbessern wollten. 1863, in der 25. Sitzung der Abgeordneten-kammer, hatte der Abgeordnete Ruf den Antrag gestellt, die schon recht *milden* Baugesetze vom Juni 1848 noch weiter zu mildern: *Daß nämlich in den anerkannt rauhen Orten Strohdächer ohne Rücksicht auf Entfernungen von anderen Gebäuden und ohne besondere Erlaubnis neu errichtet und die bestehenden ausgebessert werden dürften; in anderen Orten sollten Strohdächer durchaus verboten werden*. In der Sitzung vom 4. März 1864 begründete Ruf seinen Antrag, indem er die ganze rechtliche und baupolizeiliche Vorgeschichte des Strohdach-Problems referierte. Er verwies besonders auf die *lästigen Formalitäten für Erlangung der Dispensation*, über die auch in der Presse seit langem Klage geführt werde. Ergebnislos wurde das Thema 1864/65 hin- und hergeschoben, immer wieder vertagt: in der Sitzung der Abgeordneten-kammer am Samstag (!), dem 21. Januar 1865, am 9. März und am 30. März, als es in eine Adresse an den König verbannt wurde.

Insgesamt fand das Thema in Stuttgart wenig Interesse; nur punktuell fanden die Bittsteller Verständnis. Etwa, als der «Oberländer» Freiherr Wilhelm

von König sich wenigstens teilweise solidarisierte, um Verständnis für die Region und um wenigstens kleine Unterscheidungen bat: *Garten- und Feldhäuschen, Eiskeller* seien doch gewiß weniger gefährdet, notiert das Protokoll vom 13. Juni 1865.

Eine Neuauflage des Strohdach-Streits verzeichnen die Landtags-Akten 1876. Eine Untersuchungskommission war mittlerweile eingesetzt worden und konnte Stellung nehmen, als am 7. April 1876 eine größere Anzahl Gebäudebesitzer aus den Oberämtern *Waldsee, Biberach und Leutkirch* erneut protestierte; es ging um Zurücknahme der *Vollzugsverfügung vom 26. Dezember 1872*, d. h. um die geforderte Lehmunterlage. Fünf Punkte wurden vorgebracht: Erstens seien Strohecker, *welche einer so schwierigen und oft gefährlichen Arbeit wie der Herstellung einer solchen Lehmstrohbedachung sich unterziehen, sehr schwer und oft gar nicht zu finden*, das Ganze zudem unverhältnismäßig teuer. Zweitens seien die wenigsten Dachstühle im Stande, diese Last zu tragen. Drittens kämen in den verschiedenen Oberämtern *nicht die ganz gleichen Grundsätze zur Anwendung*; oft werde sogar bei ganz isoliert stehenden Gebäuden die Lehmunterlage verlangt; viertens seien *mehrfache Nachteile* damit verbunden – etwa *indem bei festem Lehmverschluss das Stroh und Holzwerk des Daches entweder in rasche Trockenfäule übergehe, oder aber in sehr starken Regengüssen der Lehm sich löse und als schmutzige Flüssigkeit die Stroh- und Futtervorräthe und den Dachboden beschädige*; und fünftens schließlich, so wird argumentiert, böte auch die Lehmunterlage *gegen Feuersgefahr nicht immer den gehofften größeren Schutz*. Die Debatte, die fünf Protokollseiten füllt und mit dem Antrag endet, zur Tagesordnung überzugehen und davon den *Standesherrn Mittheilung zu machen*, befaßt sich mit der staatsrechtlichen und administrativen Seite des Problems. Man kommt zu dem Schluß, daß *das Bedürfnis von Strohdächern nirgends allgemein anerkannt gewesen und die Verwendung von reinem Stroh zur Bedekung niemals allgemein gestattet gewesen sei und daß es bei Durchführung der gegebenen Vorschriften nur an der nöthigen Kontrolle fehlte*.

Auch die Standesherrn in der Ersten Kammer vertagten die Sache; am 7. April 1876 ging das Thema *Lehmunterlage bei Strohdächern*. . . an die Commission für Gegenstände der inneren Verwaltung. Es war vor den Osterfeiertagen. . . nachmittags 1 3/4 Uhr.

In der 79. Sitzung der Abgeordnetenversammlung am 13. Juni 1876 kämpft der Abgeordnete Uhl von Waldsee für die Petenten, obgleich er eingangs zugibt, daß *die Anzahl der in neuester Zeit ausgebrochenen Brände in Häusern mit Strohdächern sowie der Verdacht persönlicher Beziehungen* (. . .) *erschwerend wirke*. Seine Argumentation galt der Sache selbst: etwa dem Man-

gel an Arbeitskräften in Oberschwaben – tatsächlich hatte die Industrialisierung für das Oberland große Probleme gebracht –, *der schon manchen Landwirth Monate lang und vielleicht ein ganzes Halbjahr lang sein Dach unausgebessert gelassen habe*.

Die insgesamt zwölfseitig-protokollierte Debatte beendet das Strohdach-Problem auf Landtagsebene. Sie präsentiert noch einmal die Fülle der Argumentation und Emotion, die seit Anbeginn mit dem Thema verknüpft war. Insgesamt bietet sie Stoff für landes- und rechtsgeschichtliche wie für bauhistorische Fragen. Sie aber sollen hier außer Acht bleiben; hier soll es vielmehr noch einmal zusammenfassend um Probleme gehen, die dahinter stehen.

Einstieg bzw. neue Variante ist 1876 in der Debatte der Topos Feuersgefahr. *Feuersbrünste*, von denen die Presse sensationell berichtet, werden als *Gefahrenmoment für alle* in die Waagschale geworfen. Zitiert werden Brände in Tomerdingen und Iggenau, *wo innerhalb des Hauses der Brand sich gegen das Dach richtete und in Folge davon das ganze Strohdach wie eine Lawine in das Haus brennend hineinstürzte und mit seinem Qualm alles erstickte, so daß sechs Menschen und eine Masse Vieh (verbrannten), weil das Gebäude mit Stroh bedeckt war*. Dieser Kausalbezug zeigt Emotionen, allzu schnelle Gleichsetzung. Im Einzelfall, auch im zitierten, wäre doch zumindest nach den Ursachen des Feuers zu fragen.

Welche Assoziationen aber dadurch geweckt, offen ausgesprochen wurden, das zeigt der Verlauf der Debatte ebenfalls. Der Minister des Innern v. Sick und der Abgeordnete von Besigheim Bälz sprechen aus, was damals weithin herrschende Meinung war und was, so möchte es scheinen, seit langem hinter dem Topos Strohdächer stand: Nämlich der Gegensatz *Altwürttemberg-Neuwürttemberg*, der sich mit den verschiedensten Inhalten, Interessenlagen und Vorurteilen verband. Der alte Gegensatz *Stadt-Land* kommt darin ebenso zum Ausdruck wie der von evangelisch-katholisch. Verschärfung fand er zudem durch die Industrialisierung: Nun kontrastierten *Agrarland-Industrieland*, *Fortschritt-Rückschritt*. *Ich erlaube mir*, so der Abgeordnete Bälz aus Besigheim, *zu bemerken, daß das Unterland für Oberschwaben den größten Theil des Brandschadens zu bezahlen hat*; Minister Sick hatte immerhin noch konzediert: *In andern Landesteilen brennt auch einmal eine große Fabrik ab*. Der Waldseer Abgeordnete entgegnet auf den Wunsch von Bälz, daß Strohdächer *in die 6. Klasse*, d. h. die höchste Versicherungsstufe, verwiesen werden sollten, mit seinem letzten Argument, daß *in mit Stroh bedeckten Hütten der Mehrzahl nach die ärmsten Leute (wohnen), Leute, die sich kaum selbst ernähren können*.

Reich ist man im Oberland, arm im Unterland. Diese Antwort des Besigheimers Bälz zeigt, wie wenig man im Unterland vom Oberland wußte, etwa von Kühbauern, Geißhaltern, Tagelöhnern, Seldnern, Webern, die es dort wie hier gab. «Strohütten» gegen «Fabriken»: das war die Signatur der Resignation und Abkapselung auf der einen, Selbstzufriedenheit auf der anderen Seite. So gesehen, ist der Strohdach-Streit des vorigen Jahrhunderts eine Facette, eine Ausdrucksform regionaler Kultur im Spannungsverhältnis zwischen Altwürttemberg und Oberschwaben.¹⁰

Anmerkungen

- 1 Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 4, 4. Auflage, Leipzig-Wien 1890, S. 401.
- 2 Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. V, Tübingen 1920, Sp. 717–720.
- 3 George Spindler: Burgbach (i. e. Beutelsbach i. R.), Urbanization and Identity in a German Village. New York 1973.
- 4 s. Petra Sachs: Bauernhäuser im Bodenseekreis. Friedrichshafen 1985, S. 69 f.
- 5 Moritz Miller: Heimatbuch Otterswang. Otterswang 1967, S. 245.
- 6 Zur Dachdeckung in Oberschwaben insgesamt vgl. Hermann Kolesch: Das altoberschwäbische Bauernhaus. Tübingen 1967 (=Volsleben, Bd. 17), S. 209–218. Das Vorkommen von

Strohdächern im 19. Jahrhundert registrierten recht genau die Oberamtsbeschreibungen; zur Lage um 1900 s. die «Konferenzsätze» württembergischer Lehrer (Landesstelle für Volkskunde Stuttgart); um 1930 s. Max Lohss: Vom Bauernhaus in Württemberg und angrenzenden Gebieten. Heidelberg 1932, bes. S. 36–39.

- 7 Christel Köhle-Hezinger (Red.): Museumsführer Freilichtmuseum Kürnbach. Bad Buchau 1985, S. 17 f. Die heutige Dekkung aus ungarischem Reet entspricht weder in Material noch Aussehen der historischen Realität.
- 8 So erzählten mir alte Besucherinnen im Kürnbacher Freilichtmuseum aus eigener Erfahrung.
- 9 Benutzt wurden folgende Bände, die hier pauschal zitiert, im Text aber nach Datum und Herkunft erkenntlich gemacht werden: Verhandlungen (in) der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Württemberg 1820–1904. Verhandlungen (in) der Kammer der Standesherrn des Königreichs Württemberg 1820–1906; A. I. Kammer: P I (8), 463; P II (9), 1487–1490; P III (10), 2033 und (31), 1230 f.; P IV (11), 2703 und 3010–3012; B I, Abt. 3 (9), 2268–2270; und 2417. II. Kammer: P. I (10), 272; Beil. I, Abt. 2 (30), 734–738; P IV (32), 1956–1967 und 1989; B (10), 265. Stichworte s. bei Albert Eugen Adam: Hauptregister über die Verhandlungen der Stände des Kgr. Württemberg auf den Landtagen von 1856 bis 1906 nebst Übersicht über sämtliche Verhandlungen der württ. Landstände. Stuttgart 1909. (Mein herzlicher Dank für freundliche Hinweise gilt Landtagsarchivar Dr. Günter Bradler.)
- 10 Vgl. zur «Tradition» dieses Spannungsverhältnisses Christel Köhle-Hezinger: Evangelisch-Katholisch. Tübingen 1976 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts, Bd. 40), bes. S. 129 ff.: «1803 und die Folgen».

Strohdachhaus in Untermöllenbronn, Gemeinde Reute. Das ursprünglich kaminlose Haus ist mehrfach umgebaut worden, zuletzt der Ökonomieteil zu einer Wohnung. 1938, als das Bild entstand, wohnten zwei Familien in dem Haus, deren eine ihren Dachanteil bereits mit Platten gedeckt hatte.



Wenn Anfang unseres Jahrhunderts jemand von *ländlich* sprach, dann hieß das im allgemeinen *nach Landesart*, bezog sich also auf ein größeres politisches Gebilde wie etwa das Königreich Württemberg und nicht auf die bäuerlich-dörflich bestimmten Regionen ganz allgemein. Dieser Begriff von ländlich und Land ist ziemlich jung, und er ist eine städtische Prägung. Land in diesem Sinn ist ein Kontrastbegriff, der den Hintergrund des Städtischen braucht. Die Akzente standen dabei von Anfang an fest: Stadt als ein unübersichtlicher Raum, vielschichtig und vielfältig, mit sehr verschiedenartigen Gruppen von Menschen und mit uneinheitlichen Tendenzen; das Land demgegenüber überschaubar, eine kleine Welt der Ordnung und Gemeinsamkeit, in der sich die Menschen alle in gleicher oder ähnlicher Weise bewegen und orientieren.

Stadt – kulturelle Vielfalt,
Land – kulturelle Harmonie?

Im Zeichen dieses Kontrastprogramms wird bis heute vielfach auch ländliche Kultur verstanden. Städtische Kultur – das ist ein buntes Angebot auf verschiedenen Ebenen: Oper und Symphoniekonzert, Theater und Kabarett, Non-Stop-Kinos und Videoshops, Gesangvereine und Kammerorchester, Jugendzentren und Rockkonzerte, Selbsterfahrungsgruppen und musische Kurse und was es sonst noch an kulturellen Fitneßangeboten gibt. Ländliche Kultur stellt man sich demgegenüber als Einheit vor: bestimmt von Traditionen, eingebunden in den natürlichen Kreislauf des Jahres und verflochten mit den Höhepunkten kirchlichen und gemeindlichen Lebens. Aber stimmt dieses in sich geschlossene Kontrastbild von *der* ländlichen Kultur?

Ich skizziere ein Bild, eine erlebte Szene: Ein ober-schwäbischer Flecken. Einer dieser Orte, die man beim Durchfahren für Dörfer hält, die aber auf den Ortsschildern und wo immer es möglich ist verkünden, daß es sich um eine Stadt handelt. Es ist abends gegen acht Uhr. Die Straßen sind ausgestorben. In der Ortsmitte ein Lokal, hell erleuchtet, vertrauenerweckend. In der großen Gaststube sind zwei, drei Tische besetzt. An einem Tisch sitzen zwei Übernachtungsgäste, Vertreter wohl, mit Einheimischen zusammen; sie reden über die Straßenverhältnisse und Wirtshäuser im Oberland, erzählen Witze und

neckten – ziemlich plump – die Bedienung. Am anderen Ende des Raums steht ein Tisch, an dem drei alte Männer Karten spielen, ruhig, fast ohne Kommentar. Ein dritter Tisch ist offensichtlich besetzt, aber niemand sitzt da – vier Jugendliche in Motorradkluft stehen am Flipper und spielen. Aus ihren Gesprächen geht hervor, daß sie auf dem Weg zu einem Rockkonzert sind, das erst nach neun Uhr anfängt. Drüben im Saal läuft der Fernseher. Eine alte Frau sitzt davor und strickt oder flickt. Plötzlich taucht ein etwa vierzehnjähriger Junge auf mit einer Trompete und fängt unmittelbar hinter ihr an zu blasen – sie zuckt zusammen und herrscht ihn an: *Sei doch still, der Alte*. Der Junge lacht nur: *Ach was, der Alte – der Alte sitzt da drüben und spielt Pinokel*. Er dreht sich um und wendet sich der Treppe zu. Ehe er den Raum verläßt, ermahnt ihn noch die alte Frau, die Großmutter wohl, still zu sein. Der Grund wird hörbar, als er die Zwischentür zum oberen Stock öffnet: Oben, im Saal, probt ein gemischter Chor; die Töne von Haydns «Schöpfung» dringen nach unten.

Verschiedene kulturelle Stile
neben- und miteinander

Kultur im ländlichen Raum – vielleicht sollte man gleich sagen: Kulturen im ländlichen Raum. Da ist, eingefangen schon auf engstem Raum, Medienkultur, Massenkultur, repräsentiert durch die Allgegenwart des Fernsehens. Da gibt es traditionelle Unterhaltungskultur: das Kartenspiel der Männer. Da ist die herkömmliche Vereinskultur, verkörpert in dem Jungen, der vom Übungsspielen der Blasmusik kam. Da sind aber auch die Vertreter einer anderen Jugendkultur, einer Alternativkultur, der Rockszene zugewandt und gleichzeitig fasziniert von der genormten Unterhaltungskultur: Das Spiel am Flipper. Da sind musikalische Spuren der gehobenen, der Bildungskultur mit Haydns «Schöpfung», und da ist, mit der Szene am Tisch, mit Unterhaltung, Witzen, Neckereien, ein schlichtes Stück Alltagskultur.

Resümee: Es gibt auch auf dem Land verschiedene kulturelle Stile. Diese Stile unterscheiden sich in der historischen Tiefe, sie reichen vom Alt-Traditionellen bis zum Modernen. Charakteristischer noch als in der Stadt ist auf dem Land die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Es gibt auch keineswegs eine klare und durchsichtige Zuordnung bestimmter



Festliches Konzert in einem kleinen Saal: Vielleicht führt der Liederkranz – wie im Text erwähnt – Haydns «Schöpfung» auf.

Gruppen zu bestimmten kulturellen Stilen. Gewiß, die Großmutter geht nicht zum Rockkonzert; aber es ist auch nicht so, daß sie als die Älteste nur das Brauchtum hochhält – sie sitzt viel daheim und sieht viel fern, und lange Zeit hat sie mitgesungen in dem anspruchsvollen Chor. Es gibt also nicht nur Zuordnungen, sondern auch Verschränkungen. Die einzelnen kulturellen Bereiche sind nicht hermetisch geschlossen, sondern durchlässig; aber es gibt auch Abgrenzungsstrategien und Gegensätze. Das von der Stadt her entworfene Bild kultureller Harmonie hat wahrscheinlich nie ganz gestimmt; heute jedenfalls verfehlt es die komplexe Realität.

Auch Landstriche mit Vereinsödland, Kinoödland, Theaterödland

Allerdings ist es keineswegs so, daß überall in den Dörfern ein reich differenziertes Kulturangebot vorhanden wäre. Bevölkerungsverschiebungen haben die Struktur der Dörfer geändert: die Abwanderung in industriell wenig erschlossenen Bezirken hat zu einer Ausdünnung geführt, die natürlich auch die kulturellen Institutionen betrifft. Es gibt Landstriche mit Vereinsödland, Theaterödland, Kinoödland

– ja sogar Wirtschaften, Gaststätten fehlen vielfach schon. Aber auch die umgekehrte Tendenz, die massive Zuwanderung in Industriegebiete und in ehemals ländliche Gebiete am Rande von Städten hat in aller Regel nicht zu einer kulturellen Bereicherung geführt, sondern zur Desorientierung: oft handelt es sich um Schlafstädte und Wohndörfer, in denen die Zugezogenen im Abseits bleiben, die traditionelle Kultur ins Abseits gerät.

Der Regionalplanung, die ein «Leerlaufen des Landes» verhindern will, kann dies nicht gleichgültig sein. Sie wirbt mit der Lebensqualität auf dem Land; und diese erschöpft sich nicht in Umweltvorteilen, sondern hat auch ihre kulturelle Seite. So wird die kulturelle Aufwertung des Landes immer häufiger in die Planungsstrategien einbezogen.

Das Dorf allein kann den gestiegenen Erwartungen allerdings nicht gerecht werden. Aber es hat sich ja längst ein natürliches Verbundsystem entwickelt. Baden-Württemberg besitzt die ausgeglichene Regionen; dazu trägt die Existenz der vielen historisch gewachsenen Städte und Städtchen bei, die als Zentralorte Bedeutung für ihr Umland haben – wirtschaftlich, aber auch kulturell. Die Frage nach der Kultur im ländlichen Raum ist zunächst einmal die

Frage nach der Kultur in diesen Zentren, den Marktstädtchen, ehemaligen Residenzorten und Klostersitzen.

Hier sind alle Bereiche der Kultur, anders gesagt, sind Kulturen verschiedenen Zuschnitts vertreten. Die Elitekultur, die Hochkultur ist ausgewiesen durch Konzerte und Theatervorstellungen, die teilweise natürlich importiert werden müssen. Es gibt die medial vermittelte Unterhaltungskultur, über die man nicht nur abschätzig reden sollte – das Kino sterben der letzten Jahrzehnte bedeutete für die Kultur dieser Orte eine wirkliche Verarmung. Dann ist natürlich die traditionelle Volkskultur vertreten, deren Träger heute weitgehend die Vereine sind; und schließlich gibt es verschiedene Formen der alternativen Kultur, die vor allen Dingen unter den Jugendlichen ihre Anhänger findet.

Alternativkultur der Jugendlichen
als nicht «bodenständig» abgelehnt

Es handelt sich allerdings nicht um ein spannungsloses Nebeneinander. Vor allem die Formen der Alternativkultur werden oft in Frage gestellt. Schon das Wort ist nicht neutral –, es wird entweder als Kampfbegriff oder als Ausgrenzungsbegriff verwendet. Als Kampfbegriff: Wir sind nicht wie Ihr, wir sind anders – wir wollen keine Blasmusik, keinen gemischten Chor, wir wollen mehr Sound und mehr Vitalität. Als Ausgrenzungsbegriff: Ihr seid anders, Ihr paßt Euch nicht an, fügt Euch nicht ein –, eigentlich ist das gar keine Kultur.

In einer Umfrage bei einer Anzahl größerer Gemeinden kam diese Ausgrenzung direkt oder indirekt immer wieder zum Ausdruck. Ja, hieß es zum Beispiel, wir haben eine Halle, aber nur für kulturelle Veranstaltungen, nur für seriöse Veranstalter, usw. Vor allem nach aufwendigen Hallenrenovierungen wird oft eine Grenze gezogen zwischen selbstverständlich akzeptierten Vereinsfesten, bei denen es ja auch nicht immer ganz zahm zugeht, und Rockkonzerten oder anderen Veranstaltungen der Jugendlichen. Die Fälle, in denen Gemeinden solche Gruppen durch Ausfallgarantien, durch Bereitstellung von Veranstaltungs- und – was fast noch wichtiger ist! – Proberäumen unterstützen, sind keineswegs die Regel. Kommunale Kulturförderung, so hat man festgestellt, könne deshalb besonders effektiv sein, weil die Verwaltung nahe am Ort des Geschehens sei. Aber das ist nicht nur ein Vorzug, denn so wird auch der Druck der Interessen ungeschützter wirksam. In den Sitzungen des Gemeinderats kann man das oft verfolgen: kulturelle Zuschüsse werden in aller Regel fortgeschrieben, wer-

den reserviert für angeblich oder wirklich traditionelle Formen. Nicht selten wird dann das Wort «bodenständig» als Waffe eingesetzt. Dabei hat ein junger Vertreter der alternativen Szene mit Recht die Frage aufgeworfen, ob denn etwa Blaskapellen mit ihrer böhmisch-tschechischen Militärmusik so viel bodenständiger seien als diejenigen, die schwäbischen Rock veranstalten.

Gelegentlich richtet sich auch die eigene Definition gegen die Alternativen: Sie seien ja doch angetreten gegen die Subventionskultur, heißt es, und jetzt gierten sie selber nach Subventionen. Aber ohne finanzielle Förderung sind manche der beliebtesten Aktivitäten einfach nicht möglich, und es ist sicherlich dubios, wenn das Engagement in der Rockmusik vom Geldbeutel der Eltern abhängig ist. Mit kleinen Subventionen wird die Initiative der Jugendlichen bestimmt nicht gelähmt; und ihre Verbitterung ist verständlich, wenn sie, die etwas auf die Beine stellen wollen, schlichtweg zurückgewiesen werden von Leuten, die keinen Schritt ohne die Absicherung durch Spesen machen.

Problemgruppen Alte, Frauen, Ausländer

Das Problem der Förderung der alternativen Kultur, die meistens so alternativ gar nicht ist, ist aber nur ein Spezialfall; ganz allgemein müssen für die Kulturarbeit noch mehr Mittel bereitgestellt werden. Es ist ja auch keineswegs so, daß die Kultur an sich funktioniert, und daß jetzt eben mit den unzufriedenen Jugendlichen eine undankbare Problemgruppe aufgetaucht ist. Die Jugendlichen sind vielleicht die auffallendste und lauteste dieser Problemgruppen, aber es gibt daneben andere. Alte Menschen können nicht einfach auf das bestehende Angebot verwiesen werden, sondern fordern besondere Anstrengungen heraus. Kultur muß zu ihnen hingebacht werden, und viele Bibliotheken, Volkshochschulen usw. haben dies inzwischen auch begriffen. Seltener ist die Rede von der großen Problemgruppe der Frauen. Gerade in der ländlichen Kultur gehörte es zum herkömmlichen Bild, daß die Frauen nicht integriert waren; sie waren im wesentlichen zuhause, während für die Männer bei zwei oder drei Vereinsmitgliedschaften schon allein dadurch der Freizeitkalender ausgefüllt war. Ökonomische Veränderungen, aber auch ein neues Selbstbewußtsein der Frauen haben die Situation verändert. In Büchereien und Volkshochschulkursen sind Frauen überrepräsentiert; und in Vereinen, die auf sich halten, werden, auch wenn sie den Namen *Männerturnverein* tragen, zumindest als Ergänzung Frauenabteilungen eingerichtet.



Blick über die Mische: Die «Pomm Fritz» aus Ochsenhausen. Julian Aicher hat in seinem Buch «Da läuft was. Einblicke in Rockszenen der oberschwäbischen Provinz» alle diese Musikgruppen einer Landschaft vorgestellt.

Auch spezifischere, kleinere Gruppen könnten noch genannt werden wie die ausländischen Arbeitsmigranten und ihre Familien, die ja auch nicht einfach in bestehende Strukturen eingepaßt werden können. Integration kann hier ja nicht totale Anpassung heißen, diese Gruppen haben ein Recht, ihre eigene Kultur zu fördern – und gefördert zu bekommen. Dabei geht es hier – wie in all den genannten Fällen – gar nicht nur darum, bereits vorhandenen Erwartungen und Forderungen zu begegnen; im Rahmen der gemeindlichen Aktivitäten sollten vielmehr grundsätzlich möglichst viele Gruppen beteiligt werden. Es geht also nicht nur um Bedarfsdeckung, sondern auch um Bedarfsweckung.

Kultur für alle, Kultur von allen –
eine Patentlösung?

Die Werbeformel, der Slogan, unter den entsprechende Anstrengungen gestellt werden, lautet: *Kultur für alle, Kultur von allen*. Es lohnt sich, nach Sinn und Problematik dieser Formel zu fragen. Zunächst einmal: Zumindest für diejenigen, die einmal in einer gleichgeschalteten Kultur gelebt haben, klingt diese Formel nicht nur angenehm. Man kann einen drohenden Unterton heraushören: Alle antre-

ten zum Symphoniekonzert! So ist die Formel nicht gemeint. Aber gegen allzu Kulturbeflissene soll doch betont werden, daß zum Recht auf Kultur auch das Recht gehört, auf die Kultur zu verzichten. Man sollte es nicht machen wie jene Pfadfinder, die, um eine gute Tat zu vollbringen, eine alte Frau über eine Straße schleppten, die sie gar nicht überqueren wollte.

Auf der anderen Seite sollten tatsächlich alle die Chance haben, an kulturellen Angeboten teilzuhaben, wenn sie wollen. Ja, man muß sogar noch ein Stück weitergehen. Von August Bebel stammt das kluge Wort: *Man kann nicht wollen, was man nicht kennt*. Es gilt also, Anstrengungen zu machen, den Menschen die Vielfalt des Kulturellen vorzustellen. Eine dritte Feststellung: Das Prinzip *Kultur für alle* wird vielfach in einer Weise verfolgt, als gälte es, am Punkt Null anzufangen. Es wird zu wenig auf das Vorhandene geachtet, auch auf die traditionellen Formen der Kultur. Oft hat man nicht gemerkt, wie wichtig es ist, das Gegebene in neue Entwürfe einzufügen. In großen Städten hat man beispielsweise die Stadtmitte kaputt saniert, und erst als die beherrscht war von Banken und Versicherungen, hat man Kommunikationszentren gebaut –, obwohl

diese vorher in der Form von Cafés, Wirtshäusern, Parkanlagen u. ä. vorhanden waren. Kultur muß, ähnlich wie das Rad, nicht immer neu erfunden werden; allerdings gibt es verschiedene Räder.

Ein viertes: Wenn die These *Kultur für alle* einen Sinn haben soll, dann kann es sich nicht um die gleiche Kultur für alle handeln; es gilt vielmehr, ein vielfältiges Angebot und verschiedene Kulturen zu entwickeln. Die Gemeinsamkeit liegt in der kulturellen Aktivität, im Tätigsein, in der Entfaltung der Kräfte. Bei Kindern spricht man, wenn sie ihren motorischen Apparat anzuwenden beginnen, wenn sie also ihren Körper und die Fähigkeiten der Körperkraft zu erfahren beginnen, von Funktionslust. Dieser Begriff läßt sich auch auf kulturelle Aktivitäten übertragen. Ich kann malen, ich kann töpfern, ich kann singen, ich kann Theater spielen – das allein schon ist etwas Positives, ist ein Gewinn.

Ich meine allerdings – und das ist eine fünfte Feststellung –, daß man nicht bei der Funktionslust stehen bleiben darf, wenn man Kultur ernst nimmt als einen Bereich, in dem Qualität zählt. Johann Peter Hebel hat einmal in einem Rundbrief zu seinem Kalender geschrieben, er erhoffe sich viele *sachlustige* Mitarbeiter. Dieses Wort hatte er sicher erfunden, und es hat sich auch nicht eingebürgert. Aber man könnte es hier verwenden: es geht neben der Funktionslust auch um die *Sachlust*, um einen sachverständigen und zugleich lustvollen Umgang mit kulturellen Aufgaben und Beständen. Wo an kulturelle Aktivitäten keinerlei Anforderungen gestellt werden, verkommen sie zur Beschäftigungstherapie –, und das ist zu wenig.

Kultur für alle ist also keine Patentlösung, sondern eine schwierige Aufgabe, und zweifellos ergeben sich besondere Schwierigkeiten für den ländlichen Raum. Wahrscheinlich reicht es ja doch nicht aus, wenn alle Überlegungen zur ländlichen Kulturszene auf die zentralen Städte verlagert werden. Gewiß, ohne das Verbundsystem von Stadt und Land könnte der kulturelle Auftrag für den ländlichen Raum nicht erfüllt werden. Aber man kann sich wohl auch nicht völlig darauf zurückziehen.

Schon innerhalb der Städte hat sich gezeigt, daß sich in der Nutzung des kulturellen Angebots je nach Wohnquartier erhebliche Unterschiede ergaben. Je größer die Entfernung, umso mehr sank die Beteiligung. Dies gilt natürlich noch sehr viel mehr für die Dörfer im weiteren Umland. Hier muß einerseits durch ein entsprechendes Angebot an Verkehrsmitteln gegengesteuert werden; andererseits ist aber eben doch auch zu fragen, was im Dorf selber vor sich geht, wie es mit der Kultur und den Kulturen am Ort und vor Ort aussieht.



Im Sommer Freilichttheater, im Winter Vorführungen im Saal eines Gasthauses: Vor allem in den Tagen nach Heilig Abend hat das volkstümliche Schauspiel Saison.

Gemeindereform: Bestätigung der Gemeinsamkeit, Rückbesinnung auf örtliche Eigenheit

Dabei sind zwei entgegengesetzte Tendenzen auszumachen, die sich vor dem Hintergrund der Gemeindereform darstellen lassen. Die Gemeindereform wird heute oft als Willkürakt wildgewordener Planer kritisiert, die ganz unnötigerweise irgendetwas verändern wollten. Tatsächlich wurde in vielen Fällen auf gewachsene Strukturen zu wenig Rücksicht genommen, und außerdem mußte sich die Behauptung größerer Bürgernähe merkwürdig ausnehmen, wenn der Gang zum Rathaus – früher gleich um die Ecke – plötzlich einen halben Tag forderte. Aber die Gemeindereform besiegelte ja doch in vielem eine Entwicklung, die längst vorher eingetreten war. Die alten Gemeinden konnten in ihrer engen räumlichen Begrenzung immer weniger Entscheidungen treffen; fast alle wichtigen Probleme reichten über die Gemeindegrenzen hinaus, so daß für größere Veränderungen immer die Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden notwendig war. Nun läßt sich das Modell: größere Effizienz durch Zusammenschluß ja nicht nur auf die Wirtschaft, auf Straßenbau, Geländeerschließung und Ähnliches anwenden, sondern auch in anderen Bereichen. Ein Sportverein, der die Feierabendkicker aus drei Dörfern vereint, wird zwar nicht gleich in die Bundesliga aufsteigen, aber er verbessert doch seine Chance, in einer der niederen Klassen einen besseren Platz zu erringen. Und wenn sich kulturelle Ver-

eine zusammen tun, dann sind nicht nur die Chancen größer, zu einer Mehrzweckhalle zu kommen, sondern dann nimmt auch die kulturelle Leistungsfähigkeit zu. Zum Teil hat sich die Entwicklung in dieser Richtung vollzogen. Es gibt neue Gemeinden, die – ohne die Teilgemeinden einfach an den Rand zu drängen – zu neuen Formen gefunden haben, zu einem gemeinsamen Museum, zu gemeinsamen Veranstaltungsräumen, zu gemeinsamen Feiern, zum gemeinsamen Dorffest. Manchmal ist es sogar gelungen, eine am Schreibtisch geschaffene Gemeinde historisch zu verankern und so etwas wie ein neues Ortsbewußtsein auf historischem Grund zu entwickeln. Dies ist die eine Tendenz: Ein Verbund also nicht nur zwischen Stadt und Land, sondern auch im dörflichen Bereich selbst, innerhalb der neuen Gemeinden und manchmal auch darüber hinaus.

Es gibt aber auch eine Entwicklung in der Gegenrichtung. Nicht ganz selten hat die politische Neuformierung eine kulturelle Gegenbewegung ausgelöst: Das Selbstbewußtsein der alten Gemeinden, der jetzigen Teilgemeinden, ist wieder gewachsen. Oft ist es überhaupt erst durch den Vollzug der neuen Ordnung geweckt worden. Im neckarschwäbischen Raum gibt es einige Beispiele, wo man den Versuch unternommen hat, gemeinsame Veranstaltungen, gemeinsame Feste zustande zu bringen,

aber die Chöre und Gesangvereine traten dann eben nicht gemeinsam auf, sondern sangen gewissermaßen gegeneinander in einer konkurrierenden Demonstration.

Kultur: nie nur Lokalkultur,
immer auch Lokalkultur

Auch diese Bewegung, die Rückbesinnung auf die ursprüngliche lokale Identität, hat ihr gutes Recht. Kultur war in Deutschland – im Gegensatz zu anderen westlichen Ländern – immer dezentral. Die politische Einigung fand im Kulturföderalismus der Länder ihr Gegengewicht; innerhalb der Länder behaupteten die einzelnen Regionen ihr Recht; in den meisten Regionen gab es mehr als nur ein Zentrum; und auch die Gemeinden und Teilgemeinden sind oft noch kräftig genug, ihre eigene Kultur zu entwickeln und zu bewahren.

Kultur, ein Wort, das sich so monumental gibt, ist eigentlich immer ein Plural. Es gibt viele Kulturen. Das gilt von der stilistischen Ausrichtung, von der sozialen Einfärbung; davon war ausführlich die Rede. Es gilt aber auch von der regionalen und örtlichen Verankerung. Kultur kann nie *nur* Lokalkultur sein, sonst verkommt sie zur kitschigen Winkel seligkeit. Aber Kultur sollte immer *auch* Lokalkultur sein.



Früher war es schöner, aber heute geht es uns besser – das ist die scheinbar widersprüchliche Grunderfahrung, die man häufig hören kann. Damit sind die beiden Seiten des Entfremdungsprozesses angedeutet: Die Arbeit wurde leichter, aber man ist jener anheimelnden Nähe zur Natur auch entrückt, in Zusammenhänge gestellt worden, die man nicht mehr überblickt, die einem die Arbeit, die Dinge, die man produziert, den Mitarbeiter, mit dem man zusammenschafft, fremd machen. In dörflichen Vereinen und Festen wird gerne die Fahne der schönen Vergangenheit hochgehalten: die Tracht, das Brauchtum. Dabei wird immer ausgeklammert, daß der Preis der Nähe zur Natur sehr hoch war, daß sie einen durch Wetter und Krankheit, Hunger und Kälte, Unwetter und Tod fast nach Belieben beuteln konnte. Der Satz müßte deshalb eigentlich heißen: Früher ging es uns viel schlechter, aber heute ist es merkwürdigerweise nicht schöner.

Utz Jeggle: Betrachtungen zur Dorfentwicklung. In: Dorfentwicklung. Aktuelle Probleme und Weiterbildungsbedarf. Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1987, S. 228 f.

Wilhelma-Theater: Ende des «Zauberschlafs»

Susanne Wetterich

Wer hätte das gedacht? Aus Aschenputtel ist doch noch eine hübsche Prinzessin geworden. Nach jahrelangem Tauziehen übrigens. Eine Geschichte fast wie im Märchen.

Wer mit etwas kunsthistorischem Sachverstand ausgestattet auf der B 10 an dem häßlichen Kasten am Rande des Wilhelma-Geländes in Cannstatt vorbeifuhr, der konnte ahnen, daß dieser Bau einigen künstlerischen Rang haben mußte, auch wenn seine Fenster zugemauert waren und man annehmen mußte, das Gebäude diene als Quartier für irgendwelche Zootiere, für die Elefanten beispielsweise. Und wer im Sommer 1981 in der Wilhelma das Hölderlin-Stück *Wem sonst als dir* von Johannes Klett und Friedrich Roth ansah, der gelangte auch einmal in das Innere dieses Gebäudes und stand staunend in einem noch vollständigen Zuschauerraum mit zwei Rängen. Ein Theater, das nur entmottet werden mußte, abgestaubt und frisch gestrichen, so schien es.

Ein bißchen mehr war dann schon zu tun, bis es am 1. Dezember 1987 wieder eröffnet wurde. Da hatte es sich dann zum *einzigsten Beispiel eines einheitlich in antikischem Stil erbauten und ausgestatteten bundesdeutschen Theaters* und damit zu einer *kunst- und architekturhistorischen Besonderheit*, so Judith Breuer in der Zeitschrift «Denkmalpflege», gemausert.

Zunächst einige Daten: 148 Jahre ist das Wilhelma-Theater mittlerweile alt, und in dieser Zeit wurde es weniger als 50 Jahre lang bespielt. Erbaut wurde es im Auftrag König Wilhelms I., der den Cannstattern dieses Theater als Ersatz für eine gewünschte Spielbank bot. Und für den Architekten Karl Ludwig Zahnt diente der Bau als Ersatz für das von ihm geplante, aus politischen und finanziellen Gesichtspunkten aber nicht nach seinen Plänen errichtete Hoftheater am Schloßplatz. Nachdem im Januar 1902 dieses Hoftheater abgebrannt war, diente das Wilhelma-Theater für die Sparte Schauspiel als Ersatz und erlebte damit seine größte Blütezeit, die mit der Eröffnung des neuen Hoftheaters an der Neckarstraße im Jahre 1912 wieder endete. Derlei Wechselfälle hat das Gebäude häufiger erlebt, aber dazu später.

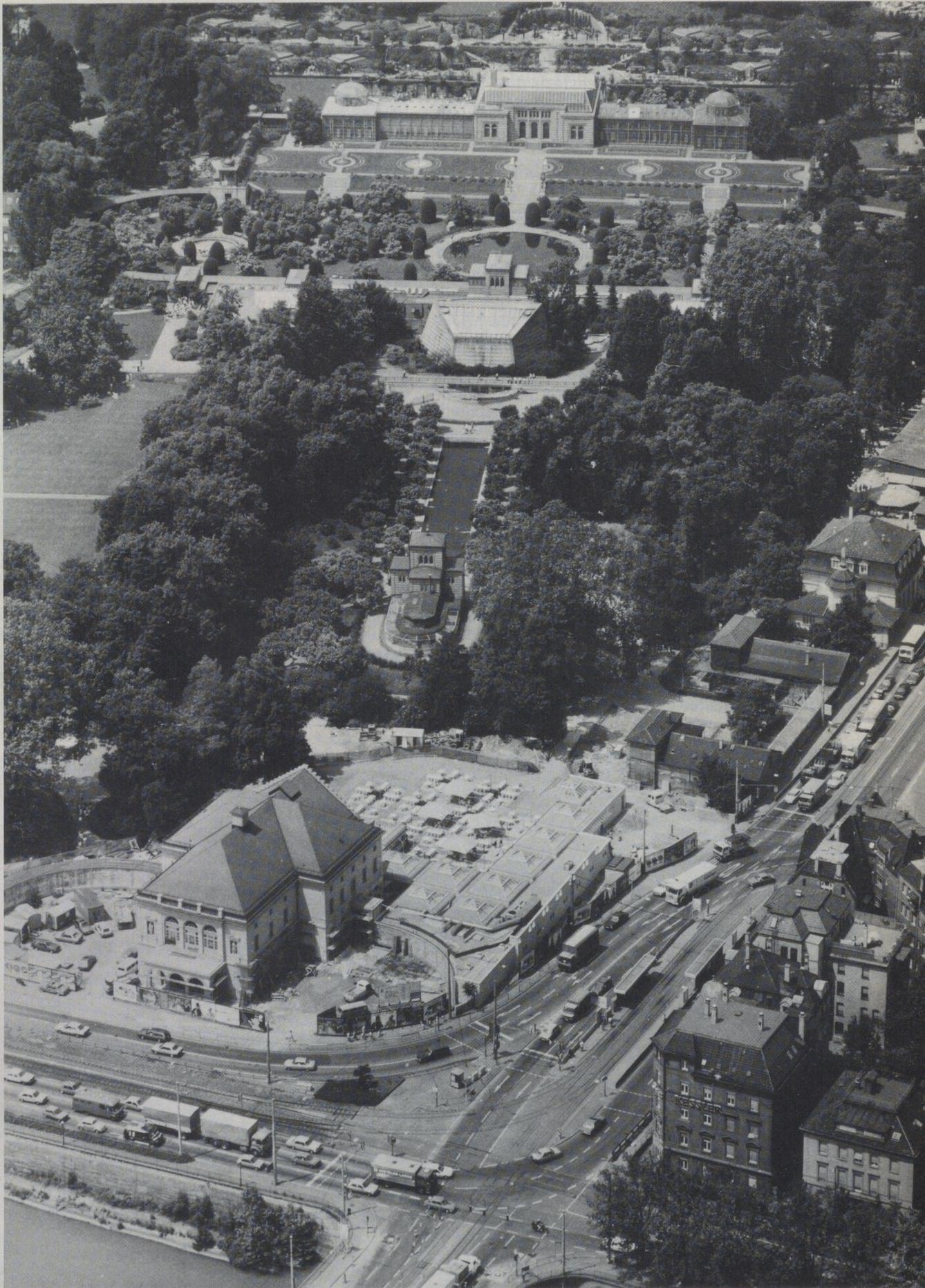
Karl Ludwig Zahnt baut
ein Bürgertheater mit Hofloge

Der Architekt Karl Ludwig Zahnt hatte in Paris gelernt und sich lange Zeit in Italien aufgehalten. Er

war ein enger Freund von Jakob Ignaz Hittorf, der Pläne für den Umbau des Théâtre Italien in Paris erarbeitet hatte und außerdem am Bau des Pariser Théâtre Ambigu-Comique beteiligt war. In demselben Stil plante und erbaute Zahnt das Wilhelma-Theater. Das äußere Bild war gekennzeichnet durch schlichte Rundbögen, gegliedert durch Mittelrisalit, Statuennischen und Attika. Zum Park schloß eine Zirkelmauer, zum Eingang hin offen, das Gebäude ab. Interessanter noch als das Äußere war der Grundriß des Zuschauerraums. Seine Gestalt war nach antikem Vorbild nahezu rund, dem Kreis angenähert. Man nahm sogar in Kauf, daß man von einigen Plätzen auf den Rängen kaum mehr auf die Bühne sehen konnte. Wie im Amphitheater stieg das Parkett an, die Ränge waren zur Bühne geneigt. Diese Form, die man als Theaterform der antiken Demokratie ansah, wurde nach der Französischen Revolution bewußt verwendet. Im zweiten Rang gab es Bankreihen, die Stuhlreihen im Parkett waren durchgehend, im ersten Rang befanden sich die Logen. Es war also kein reines Hoftheater, was Zahnt da erbaute, sondern es verband das höfische Element mit dem bürgerlichen. Der antikisierenden Raumform entsprach die farbige Ausmalung *in pompeianischer Weise*. Die Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum bewiesen damals, daß die Gebäude in der Antike keineswegs einheitlich hell, sondern bunt bemalt waren. Der sandfarbene Grundton der Architekturteile wurde mit ornamentalen, gegenständlichen und figürlichen Motiven antiken Ursprungs bemalt. Der Hintergrund im Zuschauerraum war lindgrün, der Brüstungsuntergrund der Proszeniumslogen rot gehalten.

Soweit also zu dem in Deutschland einmaligen Theaterbau des Architekten Zahnt. Daß das Wilhelma-Theater so war, wie es war, und nahezu wieder so ist, wie es war, verdanken wir allerdings erst den Nachforschungen der letzten Jahre. Zumindest nach dem Zweiten Weltkrieg war man sich der Bedeutung der Innendekoration nicht mehr bewußt; es gab keine Dokumentation der Bemalung, und das Gebäude erhielt innen einen einheitlichen hellgrauen Anstrich.

Das Luftbild auf der rechten Seite verdeutlicht einen gewollten Zusammenhang: Das Wilhelma-Theater in Stuttgart-Bad Cannstatt, dahinter der Maurische Garten und das sogenannte Badhaus. Das Theater ist axial in diese Anlage eingepaßt.



Die Pläne von Karl Ludwig Zahnt wurden 1838 genehmigt, die Baukosten waren auf 80 463 Gulden veranschlagt. Am 29. Mai 1840 schließlich wurde das Gebäude anlässlich des Namensfests des Königs mit der Ballettpantomime *Der Zauberschlaf* eingeweiht. Dieser Titel sollte zum Omen werden.

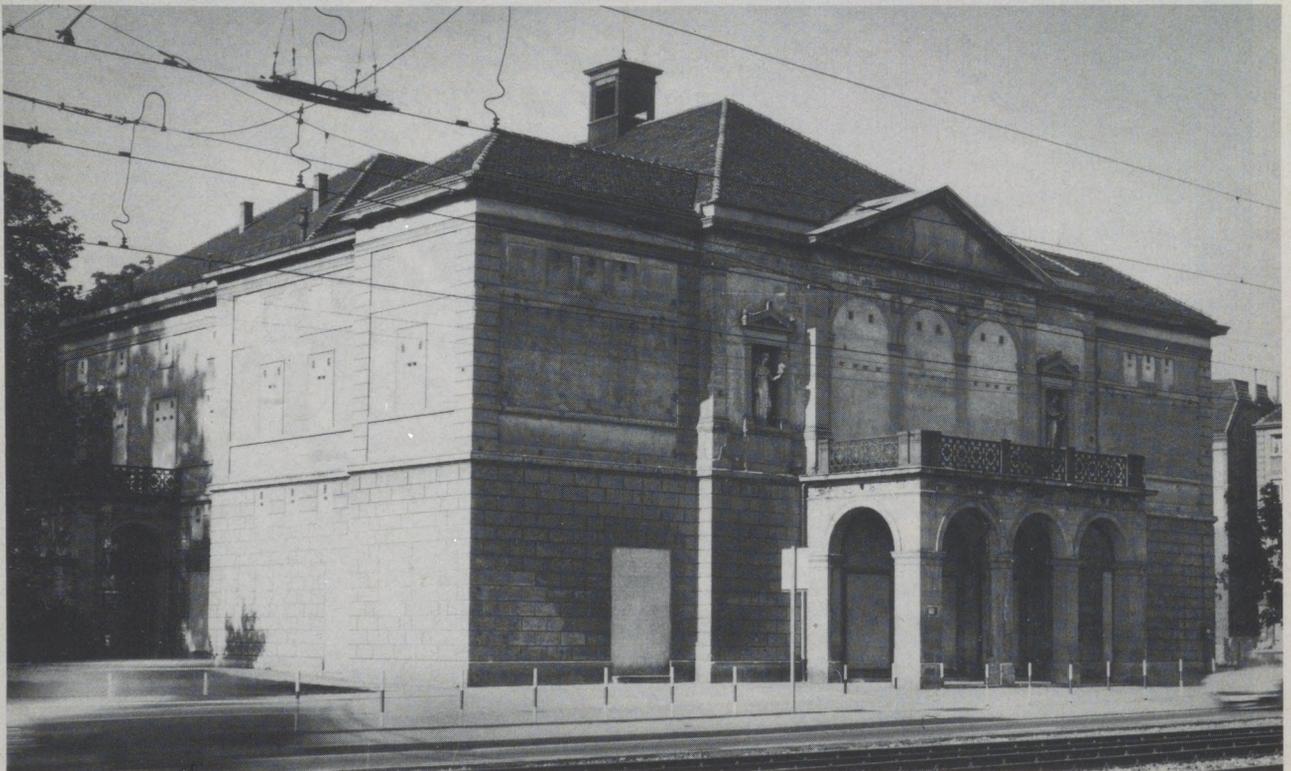
Cannstatter Wilhelma-Theater:
mehr geschlossen als bespielt

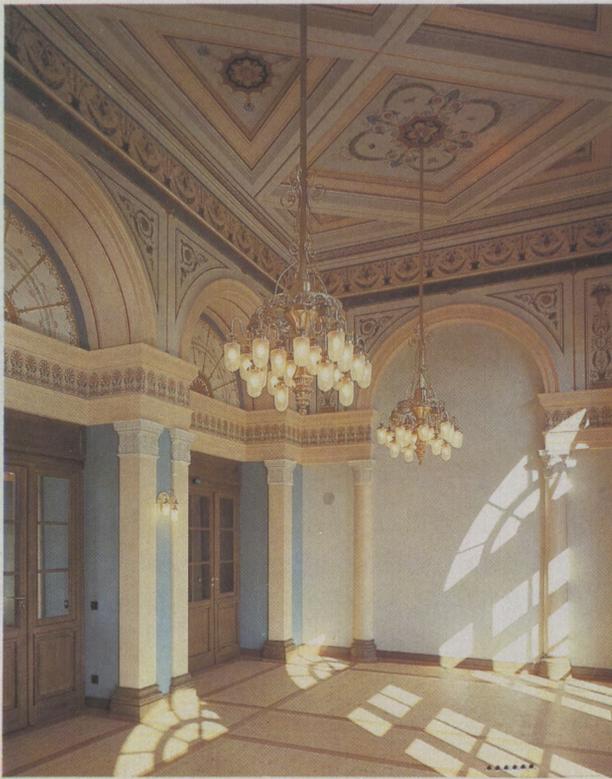
Bereits im Jahre 1847 wurde, nach Eröffnung des Stuttgarter Hoftheaters am Schloßplatz, die letzte Vorstellung gegeben. Nur gelegentlich hob sich noch bis 1864 in Cannstatt der Vorhang. Nachdem angesehene Bürger aus Cannstatt die private Wilhelma-Theater-Gesellschaft gegründet hatten, wurde es seit 1900 während der Wintermonate vom Ensemble des Hoftheaters, während der Sommermonate von der Theatergesellschaft bespielt. Nach dem Brand des Hoftheaters wurde es aus sicherheitstechnischen Gründen mit zwei neuen Treppenhäusern versehen, die das äußere Erscheinungsbild des Hauses stark veränderten. Während des Ersten Weltkrieges diente das Wilhelma-Theater dann als Waffenquartier. Erneut aus dem *Zauberschlaf* wachgeküßt wurde es im Jahr 1920. Damals wurden hauptsächlich Operetten gespielt, und manche alte Stuttgarter schwärmen noch von den Auftritten des Stars Ida Russka. Mit der Liquidation der Wilhelma-Theater-Gesellschaft im Jahr 1928 war

es auch mit diesem Glanz wieder zu Ende. Der Grund? Der schlechte bauliche Zustand der Bühne. Außerdem genügte das Theater den feuerpolizeilichen Vorschriften nicht mehr.

Da das Wilhelma-Theater im Zweiten Weltkrieg nur leicht beschädigt worden war, wurde der mittlerweile häßlich gewordene Bau 1945 wieder entmottet. Es wurden Operetten gespielt, eine Nachwuchs Bühne trat auf. Die Baupolizei griff erneut ein. Von 1948 an wurde es als Kino genutzt, zehn Jahre später gab es dann, wiederum aus feuerpolizeilichen Gründen, das endgültige Aus für das Theater. Später wurden die Fenster vermauert. Daran änderte sich jahrzehntelang nichts. Und noch 1982 beklagte Norbert Bongartz in der Zeitschrift «Denkmalpflege», daß das kunsthistorisch wertvolle Theater ein *kümmerliches eingemottetes Dasein friste* und der Bau *erblindet* sei.

Bis dann, rechtzeitig vor der Landtagswahl am 25. März 1984, am 14. März, Ministerpräsident Lothar Späth in Form eines Regierungsbeschlusses die Katze aus dem Sack ließ und 30 Millionen Mark für die Wiederherstellung des Theaters und den Neubau des Wilhelma-Restaurants zusicherte. Auch für die Frage der Nutzung hatte der clevere Ministerpräsident eine Lösung parat: Die Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Stuttgart sollte das Theater als Probe- und Aufführungsbühne erhalten. Ein eigenes Theater für die Schüler also. Welche Stadt in der Welt hat das schon? Plötz-





Das Bild oben zeigt das restaurierte Foyer des Cannstatter Wilhelma-Theaters.

Unten links: Das Theater vor der Restaurierung. Türen und Fenster sind vermauert. Die Aufnahme entstand um 1970.

Unten rechts: So präsentiert sich das Wilhelma-Theater heute. Die zweigeschossigen Treppenhausebauten und der Dreiecksgiebel, bei einem Umbau 1909 angefügt, wurden wieder entfernt; der ursprüngliche Zustand ist wiederhergestellt.

lich regneten die Goldtaler vom Himmel. Eine Geschichte wie im Märchen. Märchenhaft, zumindest für Lothar Späth, war auch der Termin der Wiedereröffnung des Wilhelma-Theaters in Bad Cannstatt: Am 1. Dezember 1987. Rechtzeitig vor der nächsten Landtagswahl?

«Der Schandfleck muß weg»

Ganz ungestört war Dornröschens Zauberschlaf im Cannstatter Zoo allerdings nicht gewesen. Zumindest ein Schnarchen war ab und zu zu hören. Zum Beispiel im Jahr 1968, als am 13. April in der «Stuttgarter Zeitung» bereits der Vorschlag laut wurde, die Schauspielschule der Musikakademie im Wilhelma-Theater unterzubringen. Bereits vier Jahre vorher war der Vorschlag gemacht worden, gemäß dem damaligen Zeitgeschmack innerhalb des alten Außengemäuers einen modernen Saalbau zu schaffen. Da die Bedeutung des Innenraumes damals nicht bekannt war, unterstützte das Amt für Denkmalpflege diesen Gedanken. 1969 wurde vom Land als Eigentümer des Gebäudes ganz plötzlich der Erhalt beschlossen; es fehlte nur am Geld.

Dann las man am 12. Juni 1971 in der «Stuttgarter Zeitung»: *Der Schandfleck muß weg*. Und im Januar 1972 erklärte die Stadt Stuttgart, daß sie keine Mittel für die Instandsetzung bereitstelle; außerdem sprächen keinerlei Gesichtspunkte für den Erhalt. Stadt und Land hatten unterschiedliche Standpunkte,



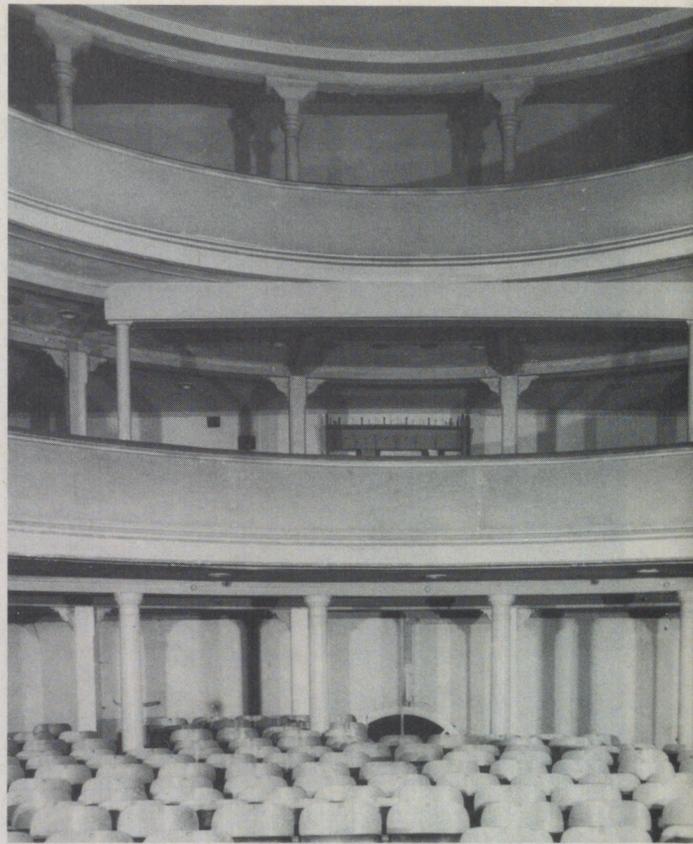
und auf dieser Grundlage tat sich mal wieder fünf Jahre lang nichts. Im Februar 1977 beschloß der Ministerrat, das Theater langfristig in die Erweiterungsüberlegungen der Wilhelma einzuordnen. Auch die Frage der Nutzung wurde diskutiert, man dachte an einen Saal für die Cannstatter Vereine. Zwei Jahre später wiederum war zu lesen: *B 10 entscheidet über das Wilhelma-Theater*. Die wichtige Bundesstraße führt an zwei Seiten am Theater vorbei, und der neuen Verkehrsplanung war das Gebäude im Weg. Die Stadt Stuttgart, zuständig für die Planung, wollte erneut das Theater weichen lassen. Dann erwog man eine Untertunnelung. Der wiederum war das wertvolle Cannstatter Mineralwasser im Wege.

Die staatliche Hochbauverwaltung schrieb schließlich – mittlerweile war das Jahr 1982 angebrochen und geändert hatte sich immer noch nichts – einen hausinternen Wettbewerb «Umbau und Sanierung des Wilhelma-Theaters» aus. Nachdem die Musikhochschule auf Anfrage von Ministerpräsident Späth 1983 Interesse an der Nutzung des Theaters bekundet hatte – dies brachte außerdem Bundesmittel für die Finanzierung –, konnte im Frühjahr 1985 endlich mit dem Umbau begonnen werden.

Außen und innen: Rekonstruktion des ursprünglichen Zustands von 1840

Bei der Restaurierung – Entwurf und Planung: Staatliches Hochbauamt Ludwigsburg, Bauleitung: Staatliches Hochbauamt Stuttgart – des Außenbaus entschied sich die staatliche Hochbauverwaltung für eine Rekonstruktion des ursprünglichen Zustands von 1840. Die Anbauten aus der Zeit der Jahrhundertwende, Treppenhäuser und Terrasse, wurden entfernt. Dies machte allerdings im Inneren gewisse Umbauten notwendig, da aufgrund feuerpolizeilicher Auflagen neue Treppenhäuser eingebaut werden mußten. In Kauf genommen wurde auch die Verringerung der Sitzplatzzahl von zuletzt 633 auf 325 Plätze. Die ursprüngliche Farbgebung des Gebäudes und das ursprüngliche Horizontal-Dachgesims wurden wiederhergestellt. Wiederentstanden – zumindest soweit es die Trassenführung der B 10 zuläßt – sind die zwei Zirkelmauern, die auf das Gebäude zuführen. Wenn sich einmal eine Lösung für die Bundesstraße gefunden hat, sollen sie ergänzt werden.

Im Inneren mußte die noch im Originalzustand erhaltene Unterbühne und der Schnürboden den Anforderungen der Musikhochschule weichen. Damit wurde, so gibt das Landesdenkmalamt zu, die einmalige Chance vertan, eine so seltene Bühnemaschinerie zu erhalten.



Erst nach der restauratorischen Voruntersuchung, die Hinweise auf die Innenbemalung ergab, begannen das Staatliche Hochbauamt Ludwigsburg und das Landesdenkmalamt, nach alten Plänen und Material über die Bemalung zu forschen. Erhebliche Schäden im Inneren, vor allem durch Feuchtigkeit verursacht, hatten die Wände in vielen Teilen zerstört, so daß eine Restaurierung des Vorhandenen nicht möglich war. Als einziger Raum wurde letztendlich das Foyer des Wilhelma-Theaters mit restauratorischen Mitteln wiederhergestellt und an den beschädigten Stellen ergänzt. Alle anderen Teile der Bemalung mußten rekonstruiert werden. Anhaltspunkte für die Rekonstruktion gaben die Farbbefunde, die noch vorhanden waren, und zwei im Städtischen Museum Ludwigsburg aufbewahrte kolorierte Entwürfe des Architekten Zahnt. Da die Farbbefunde weitgehend der Vorlage entsprachen, wurden die Entwürfe von Zahnt hochgezeichnet und als Vorlage verwendet. Fehlende Motive wurden entsprechend dem Bildprogramm zeitgleicher Gebäude, etwa den Pariser Entwürfen von Hittorf, ergänzt. Während im Foyer an den Stellen, an denen eine Restauration gelang, das Alter des Gebäudes erkannt werden kann, ist der Zuschauerraum heute wie neu. Die runden Rückenwände sind wieder eingebaut und neu bemalt. Neu ist auch die

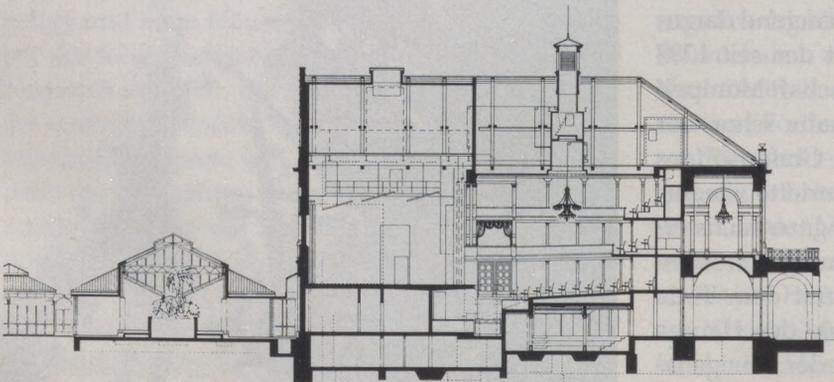


Links der Zuschauerraum des Wilhelma-Theaters vor der Restaurierung: Ein gleichmäßiger hellgrauer Anstrich ließ nicht einmal mehr ahnen, welche farbliche Pracht der planende Architekt Zahnt diesem Innenraum gegeben hatte.

Deckenrosette und die Bemalung der Säulen der Brüstungen, Kapitelle und Unterzüge. Für den Vorhang dienten zeitgleiche Modelle als Vorlage. Am 3. Dezember 1987 hob er sich erstmals für das Schauspiel *Frühlings Erwachen*. Mit den Gesamtkosten von 20 Millionen Mark war der Bau sogar etwas unter den veranschlagten 22,2 Millionen geblieben. Hoffen wir, daß der Titel dieses Schauspiels auch ein Omen sein wird.

Literatur:

- Judith Breuer, Wolfgang Mayer, Helmut F. Reichwald: Erwekung aus dem Zauberschlaf. Zur Restaurierung des Wilhelma-Theaters in Stuttgart-Bad Cannstatt. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 16. Jg. April–Juni 1987
- Norbert Bongartz: Dreimal Theater in Stuttgart. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 11. Jg. Okt.–Dez. 1982
- Das Wilhelma-Theater in Stuttgart-Bad Cannstatt. Der Umbau und die Wiederherstellung des Wilhelma-Theaters 1985–1987. Hrsg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg, Stuttgart 1987.



Längsschnitt durch das Wilhelma-Theater.

Die Georgskirche in Montbéliard/Mömpelgard

Harald Schukraft

In der Nacht vom 6. zum 7. April 1987 ist in Montbéliard/Mömpelgard die ehemalige dritte Pfarrkirche St. Georg bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt. Nach einer grundlegenden Innenrenovierung standen zu jener Zeit die Außenarbeiten unmittelbar vor dem Abschluß, und bereits im folgenden Monat hätte das Gebäude als Ausstellungsraum und Festsaal eröffnet werden sollen. Da der Brand Temperaturen bis zu 1100°C erzeugte, mußte die Feuerwehr sich darauf beschränken, ein Übergreifen der Flammen auf Nachbargebäude zu verhindern.

Bereits am 28. April sprach sich der Gemeinderat von Montbéliard einmütig für die Wiederherstellung des Bauwerkes aus. Obwohl architektonisch ohne größere Bedeutung, waren sich alle Verantwortlichen über den stadt- und landesgeschichtlichen Wert der Georgskirche einig. Eine Beseitigung der Ruine zugunsten von Parkplätzen wurde ohne Diskussion strikt abgelehnt. Das Gebäude war zwar nicht als *Monument historique* eingestuft, aber ein von der Stadtverwaltung eingeleitetes Verfahren zur Eintragung der Kirche ins Ergänzungsinventar für historische Bauten war im Herbst 1986 abgeschlossen worden. Es muß als Glück im Unglück bezeichnet werden, daß in diesem Zusammenhang eine umfassende bauliche Untersuchung und Dokumentation erfolgt ist, die nun eine Rekonstruktion der Pfarrkirche St. Georg möglich macht. Die Wiederherstellungskosten werden auf über 2,5 Millionen Francs geschätzt. Nach der Errichtung eines Winternotdaches konnten wegen des milden Winters die Zimmerleute schon Anfang Januar ihre Tätigkeit an dem Bau aufnehmen.

Herzog Friedrich weist Schickhardt an,
Mömpelgard auszubauen

Die Zerstörung der Georgskirche gibt Anlaß, hier ihre Geschichte erstmals zusammenhängend darzulegen. Die gleichnamige Hauptstadt der seit 1397 mit Württemberg verbundenen Grafschaft Mömpelgard an der Burgundischen Pforte hatte schon vor jener Heirat des württembergischen Grafensohnes Eberhard mit der dortigen Erbin Henriette wiederholt einen beträchtlichen Bevölkerungszuwachs erlebt. Immer wieder hatte die Stadt erweitert werden müssen. Besonders nachdem 1593 mit dem Tode Herzog Ludwigs die Stuttgarter Linie des Hauses Württemberg ausgestorben war und der einzige le-

bende männliche Vertreter der Familie, Graf Friedrich aus dem Mömpelgarder Zweig, die Würde des regierenden Herzogs von Württemberg geerbt hatte, erlebte die Stadt einen ungeahnten Aufschwung. Herzog Friedrich betrachtete Mömpelgard stets als seine Heimat und betrieb auch von Stuttgart aus intensiv den Ausbau der dortigen Residenz.

Heinrich Schickhardt aus Herrenberg, der bevorzugte Architekt des neuen Herzogs, war mit den Planungen beauftragt, die neben Einzelbauten vor allem eine großzügige Stadterweiterung im Westen jenseits des Zusammenflusses von Allan und Lizaine vorsahen. Besonders Hugenotten aus der benachbarten Franche-Comté, aber auch aus Lothringen und ganz Frankreich sollten hier eine neue Heimat finden. Schickhardt berichtet in seinen Lebenserinnerungen ausführlich über dieses Vorhaben. Nach seinen Schilderungen war als Herzstück dieser Neustadt eine *Hohe Schule*, das sogenannte Col-





Die Georgskirche in Montbéliard/Mömpelgard vor der Brandkatastrophe.

legium, vorgesehen, wo die Jugendt in nützlichen Künsten und Sprachen unterricht würde. Schon länger hatte Herzog Friedrich die Absicht geäußert, er wolle in Mömpelgard eine Bildungseinrichtung gründen, damit ein Teutscher daselbsten die Frantzösische, und ein Frantzose die Teutsche Sprach wohl ergreifen und erlernen kan, zu deme auch die Kirchen auff dem Landt mit taugentlichen Predigern und Lehrern versorgt würden.

Am 2. Juni 1598 fand vor den Mauern von Mömpelgard die Grundsteinlegung für das Collegium statt, erst knapp fünf Monate später wurde im Spätherbst mit der Befestigung der von Schickhardt konzipierten Vorstadt begonnen. Sofort wurden Straßen angelegt und erste Häuser errichtet. Am 30. September des folgenden Jahres kam das erste Kind in der Neustadt zur Welt. Es mutet seltsam an, daß neben der uralten Schloßkirche Saint Maimbœuf und der Martinskirche nicht von Anfang an auch in der Neustadt ein Gotteshaus vorgesehen war. Schickhardt mußte vielmehr die alte Martinskirche abbrechen und an ihrer Stelle einen doppelt so großen Neubau errichten, der 1607 eingeweiht werden konnte. Der Ausbau der Mömpelgarder Neustadt ging offensichtlich nicht in jenem Ausmaß vor sich, wie es

sich Herzog Friedrich gewünscht hatte. Am 3. Dezember 1604 dehnte er die bürgerlichen Freiheiten der Bewohner Alt-Mömpelgards auch auf den neuen Stadtteil aus. Aber auch das lockte anscheinend nur wenig Menschen an. Sie waren jedoch offensichtlich nicht unermögend, denn Heinrich Schickhardt erwähnt in seinen Aufzeichnungen die neue Bürger in dieser neuen Stadt, deren damals noch nicht gar viel gewesen, die hoben auff den Octobris 1615 mir zu Anzaigung ihres dankhbarn Gemiets, was ich bey ihnen gethon, verehrt ein schenen vergulden Becher, wert 34 fl. 8 kr. Schickhardt war damals im Gefolge des Herzogs Johann Friedrich nach Mömpelgard gekommen. Der unerwartete Tod des erst fünfzigjährigen Herzogs Friedrich im Januar 1608 hatte zunächst fast alle Bauvorhaben zum Erliegen gebracht. Sein Sohn und Nachfolger bemühte sich nun ernsthaft um eine weitere Förderung der Mömpelgarder Neustadt und vermerkte am 3. November 1615 in seinem Tagebuch, er habe sich nun endlich wegen des Collegiums und der Neustadt *resoluirrt*, Vndt sich schon sechß personen angemeldett, darin Zu Bawen. Vier Tage später hat der Herzog dann das Mandat, wegen Erbauung der Newen Statt, öffentlich durch die Trommeter Herbaucker zu Mümpelgardt lassen publiciren.

Herzog Georg II. beginnt mit dem Bau der Georgskirche, die Stadt vollendet ihn

Diese Anreize zur Besiedelung der Mömpelgarder Stadterweiterung haben offensichtlich Früchte getragen, denn innerhalb weniger Jahre stieg die Bevölkerung der Gesamtstadt von etwa 2200 auf knapp 4000, und auf der Ansicht der Stadt von Matthäus Merian aus dem Jahre 1643 erkennt man in diesem Bereich neben dem beherrschenden Collegiumsgebäude zwei geschlossen bebaute Straßenzüge. Die Wirren des Dreißigjährigen Krieges sowie wirtschaftliche Katastrophen ließen die Einwohnerzahl schließlich wieder um etwa 1300 Personen zurückgehen. Auch das fertige Collegiumsgebäude stand aus diesem Grunde jahrzehntelang ungenutzt. Im Jahre 1670 – recht spät also – zogen in diese universitätsähnliche Einrichtung die ersten Studenten ein. Der seit 1662 in Mömpelgard regierende Herzog Georg II. rechnete wohl mit einer dauerhaften positiven Entwicklung in seinem Land und mit einer neuerlichen Bevölkerungszunahme, denn 1674 entschloß er sich zu einem ersten Kirchenbau im Zentrum der Neustadt in unmittelbarer Nähe des Collegiums, der späteren Georgskirche. Kurz vor Vollendung des Gebäudes machten 1676 Truppen des französischen Königs unter dem Kommando des Marschalls von Luxemburg den Hoffnungen erneut ein Ende.

Herzog Georg II. verließ daraufhin sein Land und ging nach Oels in Schlesien, wo seine Tochter Eleonore Charlotte mit Herzog Sylvius Friedrich von Württemberg-Oels verheiratet war. Erst 1697, nach dem Vertrag von Ryswyk, kehrte Georg nach Mömpelgard zurück. Sein Tod im Juni 1699 hat ihm nicht genügend Zeit gelassen, die seit mehr als zwei Jahrzehnten ungenutzte Neustadt-Kirche für Gottesdienste herrichten zu lassen. Auch unter seinem Sohn und Nachfolger Leopold Eberhard blieb der Bau ohne Ausstattung. Mit seinem Tod ist im Jahre 1723 die Mömpelgarder Seitenlinie des Hauses Württemberg ausgestorben. Fortan war der jeweils regierende Herzog von Württemberg zugleich Landesherr in Mömpelgard.

Da Herzog Eberhard Ludwig nicht bereit war, die Kosten für die Instandsetzung der immer noch leerstehenden Kirche zu übernehmen, schenkte er am 23. Juli 1733 das Gebäude der Stadt Mömpelgard unter der Bedingung, den Bau zu vollenden, anfallende Reparaturen durchzuführen sowie den protestantischen Gottesdienst nach der Augsburger Konfession darin abzuhalten. Nur drei Monate später starb Eberhard Ludwig, und kurz darauf besetzten französische Truppen erneut das Land. Erst 1736

wurden im Frieden von Wien die Rechte Mömpelgards wieder hergestellt. Sowohl Herzog Carl Rudolf von Württemberg-Neuenstadt als auch Herzog Carl Friedrich von Württemberg-Oels, die nacheinander für den noch unmündigen Carl Eugen regierten, bestätigten die Schenkung der Kirche. Daraufhin erfolgte am 8. Juni 1739 die Schlüsselübergabe an die Stadtverwaltung, und die notwendigen Arbeiten konnten beginnen.

Auch nach dem jüngsten Brandunglück erinnern die beiden Portale an die damaligen Wiederherstellungen. Das nördliche Portal trägt die Inschrift:

DIEU SEUL
EST
MON APUI
MDCCXXXIX

Gott allein ist meine Stütze 1739

Über dem südlichen Portal der Mömpelgarder St.-Georgs-Kirche kann man entziffern:

D(EO) O(PTIMO) M(AXIMO) S(ACRUM)
AETERNUM PIETATIS SER(ENISSIMI) DUC(IS)
GEORGII
MONUMENTUM
SER(ENISSIMI) DUC(IS) EBERH(ARDI)
LUDOV(ICI) DONO
AB ILL(USTRISSIMIS) SUCCESSORIBUS
CONFIRMATO
CIVIBUS RELIG(IONI) EVANGEL(ICA)
ADDICTIS
CONCESSUM
SUMPTIBUS PUBLICIS
CURANT(IBUS) URB(IS) MONTISBELG
(ARDENSIS) CO(N)S(ULIBUS)
DEO ADIUTORE
ABSOLUTUM
MDCCXXXIX

Dem gnädigsten, höchsten Gott geweiht
ist dieses ewige Denkmal der Frömmigkeit
des durchlauchtigsten Herzogs Georg
als Geschenk des durchlauchtigsten Herzogs

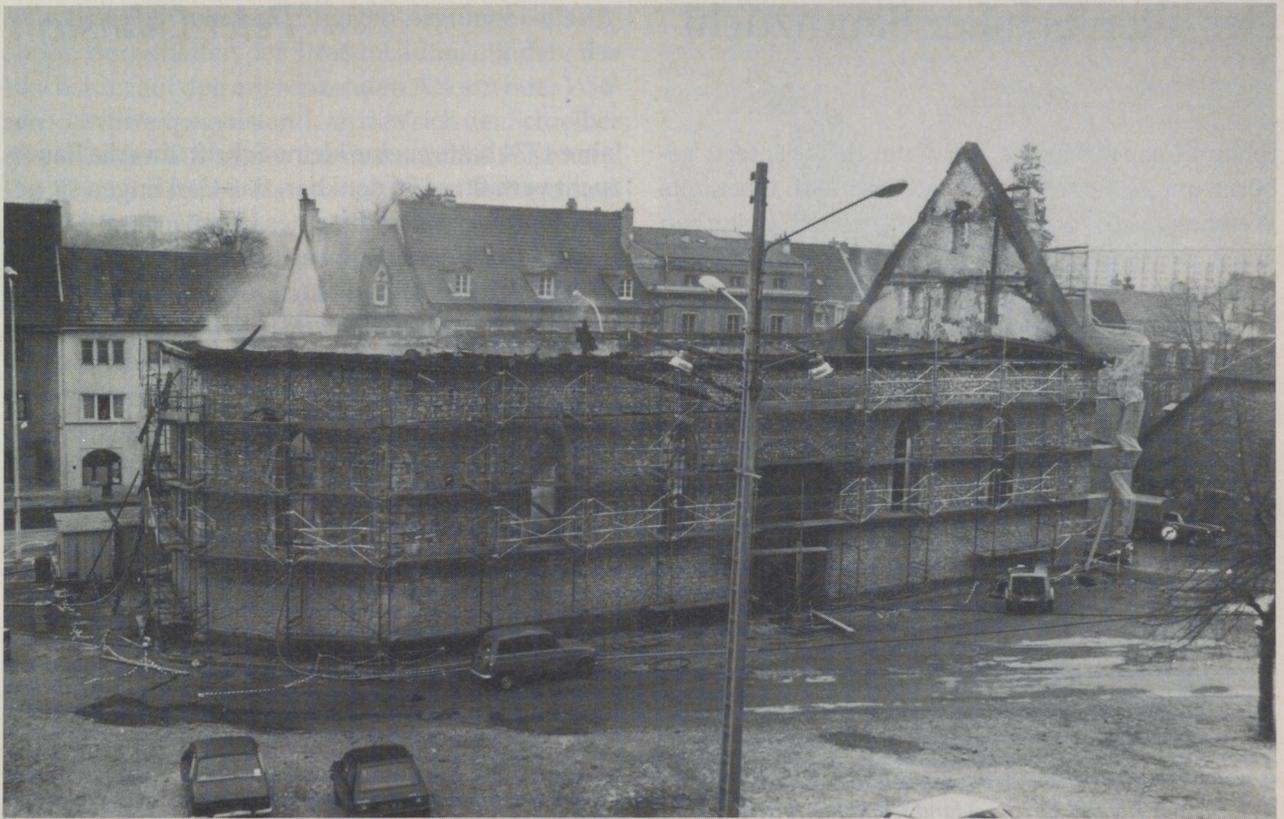
Eberhard Ludwig

– bestätigt von dessen hochgeborenen
Nachfolgern –

den Bürgern, welche dem evangelischen
Bekenntnis anhängen,
übergeben worden.

Unter der Leitung der Ratsherren der
Stadt Mömpelgard

wurde es mit Gottes Hilfe vollendet
im Jahre 1739



Im altwürttembergischen Mömpelgard, im französischen Montbéliard, sind sich die Verantwortlichen einig: Die Georgskirche soll wieder aufgebaut werden.

1739 Einweihung des Gotteshauses –
1987 völlig ausgebrannt

Am 29. Dezember 1739 endlich – 65 Jahre nach der Grundsteinlegung – wurde das in Erinnerung an seinen Begründer Georgskirche genannte Gotteshaus feierlich eingeweiht. Die Predigt hielt der Mömpelgarder Superintendent Nigrin. Aber es dauerte noch einmal fast ein Jahr, bis die Georgskirche für die Bevölkerung geöffnet wurde. Zunächst versahen zwei Professoren des Gymnasiums, die Theologie studiert hatten, den geistlichen Dienst. Erst 1744 erhielt die neue Gemeinde einen eigenen Pfarrer – Jean George Surleau – und 1769 zudem noch einen Diakon.

War die kleine einschiffige Kirche bisher ohne Turm, so erfolgte Mitte der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts der Bau eines Dachreiters nach dem Vorbild des Glockentürmchens an der Martinskirche. Das Bauholz stiftete die Stadt, aber über die Glocken konnte keine Einigung erzielt werden. Erst die Spendenbereitschaft einiger Bürger machte den Guß von zwei Glocken mit einem Gesamtgewicht von über zwölf Zentnern möglich. Eine von ihnen trug die Inschrift *De la liberalité des Citoyens 1783*. Aber schon ein Jahrzehnt danach wurde

eine der beiden Glocken zusammen mit anderen aus Mömpelgard während der Französischen Revolution für Kanonen eingeschmolzen, die andere 1987 beim Brand der Kirche vernichtet.

Nachdem Frankreich die Grafschaft Mömpelgard/Montbéliard besetzt hatte und nach dem Verzicht des Hauses Württemberg auf dieses Land, war die in der Revolution säkularisierte Schloßkirche Saint Maimboeuf überflüssig. Sie wurde zwischen 1805 und 1810 abgebrochen, ihre Orgel aber in die Georgskirche übertragen.

Seit 1939 war die Kirche profaniert, gehörte aber auch fortan der lutherischen Gemeinde Mömpelgard. In den letzten Jahren diente sie dem städtischen *Centre d'action culturelle* als Magazin. In einer Abmachung hatten sich Kirche und Stadt darauf geeinigt, den Bau auf absehbare Zeit als Ausstellungsgebäude und Versammlungssaal zu nutzen. Der verheerende Brand Anfang April 1987 machte diese Pläne zunichte. Was nach der beabsichtigten Rekonstruktion in der ehemaligen Georgskirche untergebracht werden soll, ist noch ungewiß.

Der Verfasser dankt den Herren Jean-Marc Debard, Besançon, und Clemens Müller-Glauser, München, herzlich für wichtige Hinweise.

Johann Caspar Schiller, der Vater des Dichters, geboren am 27. Oktober 1723 zu Bittenfeld, Oberamts Waiblingen als Sohn des Schultheißen, gestorben am 9. September 1796 auf der Solitude, hatte die fünfzig überschritten, als er von seinem Landesherrn auf die Stelle berufen wurde, die seinen Neigungen und Kenntnissen entsprach. Bis dorthin: Ausbildung zum Bader, was damals die niedere Chirurgie einschloß, unter die Soldaten gegangen, im sogenannten Erbfolgekrieg in den Niederlanden, wo er sich nicht mit Wundheilen begnügte, sondern selbst dreinhieb; als Feldscher entlassen; 1749 in Marbach die Löwenwirstochter Elisabetha Dorothea geheiratet; Wundarzt und Bürger dortselbst. Nach dem Bankrott des Schwiegervaters zum württembergischen Militär gegangen, in den Siebenjährigen Krieg; danach als Werbeoffizier in Lorch, endlich in Ludwigsburg in Garnison – schlecht besoldet und der Sold durch viele Jahre nicht ausbezahlt.

Von meiner Jugend an (. . .) fand ich immer viel Vergnügen an landwirtschaftlichen Beschäftigungen. Ohne in den Augen des vornehmen Pöbels meinen Offizierscharakter zu beleidigen, konnte ich lange nichts darin vornehmen. Endlich geriet ich auf die Baumzucht, legte hinter meinem Logis in Ludwigsburg eine kleine Baumschule an, aus der ich über 4000 Stück, meist schon mit den besten Gattungen okulierte Äpfel- und Birnbäume auf die Solitude mitbringen konnte. In dieser Baumschule hat der verbitterte, tief unter seinem Wert beschäftigte Mann zu sich selbst gefunden. Typisch für Carl Eugen: Es hat ihn nicht geniert, daß einem überaus tüchtigen Offizier Sold, Diätengelder und Gagen durch viele Jahre vorenthalten wurden, – aber eines Tages greift er ein und setzt diesen Mann genau auf den Platz, wo er für Fürst und Land den größten Nutzen bringt.

Leiter der Baumschule auf der Solitude schreibt ein Lehrbuch der Baumzucht

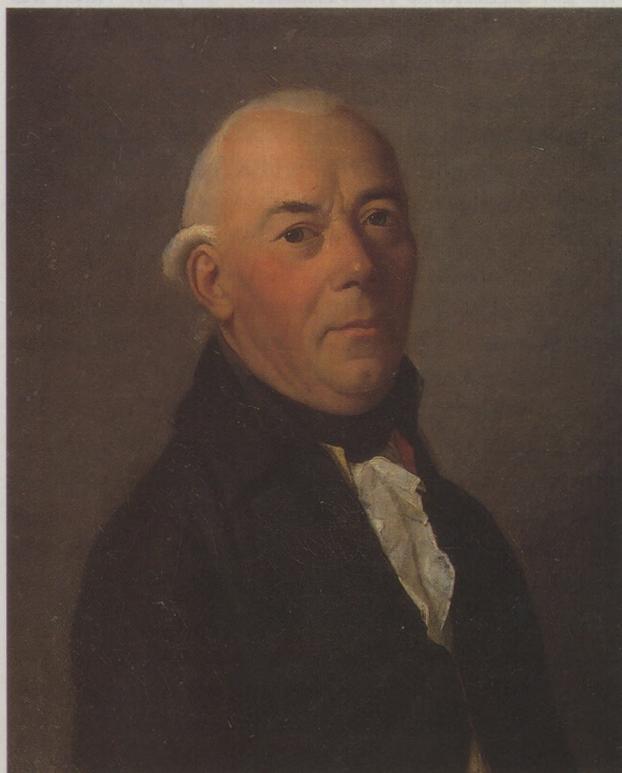
Am 5. Dezember 1775 tritt Caspar Schiller den Dienst an als Garteninspektor und Leiter der Baumschule auf der Solitude. Er hat sich nicht geschont in diesem Dienst. Aus einem Brief seiner Frau an den großen Sohn: *Morgens ist der Vater schon um 4uhr bis spät in die Nacht bei Nebel und Regen geblieben, und jetzt noch, da er krank ist, will er sich nicht Ruhe geben.*

Die Baumzucht hat dieser Mann als seine Lebensaufgabe angesehen; er hat seine Erfahrungen und seine Ideen auch schriftlich niedergelegt. Bereits im

Jahre 1774 hatte er eine kleine Schrift über die Baumzucht verfaßt; es ist denkbar, daß Carl Eugen sie gekannt hat. Gegen Ende seines Lebens, gesättigt von jahrzehntelanger Erfahrung, schreibt der alte Schiller ein Buch *Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen in Rücksicht auf ihre Behandlung, Kosten, Nutzen und Erfolg beurteilt von J.C. Schiller, Herzogl. wirt. Major und Inspektor verschiedener Baumschulen im Wirtembergischen*. Das Werk erscheint durch die Vermittlung des längst berühmten Sohnes bei Michaelis (einem aufstrebenden Juden) anno 1794 in Neustrelitz, also im Mecklenburgischen.

Diesem seinem Hauptwerk war im Jahr zuvor eine kleine, ebenfalls dank dem Sohn bei Göschen in Leipzig erschienene Schrift vorhergegangen: *Gedanken über eine Baumzucht im Großen zur Besetzung der Haupt- und Landstraßen mit Bäumen*. Caspar Schiller macht dabei neben anderen guten Gründen geltend, daß Bäume die Luft verbessern: *Die Luft kann sich nur da ihrer fremden Teilgen (Teilchen) entledigen, wo etwas ist, daß diese einschluckt. Gegenden also, wo nur wenig Holz- und Baumgewächse anzutreffen sind, werden niemals so gesund sein, als solche, wo sich die Luft an Gebürgen, Wäldern und anderen Bäumen anstoßen kann.* Er

Johann Caspar Schiller, in Öl gemalt von Ludovike Simanowiz im Jahre 1793, drei Jahre vor seinem Tod.



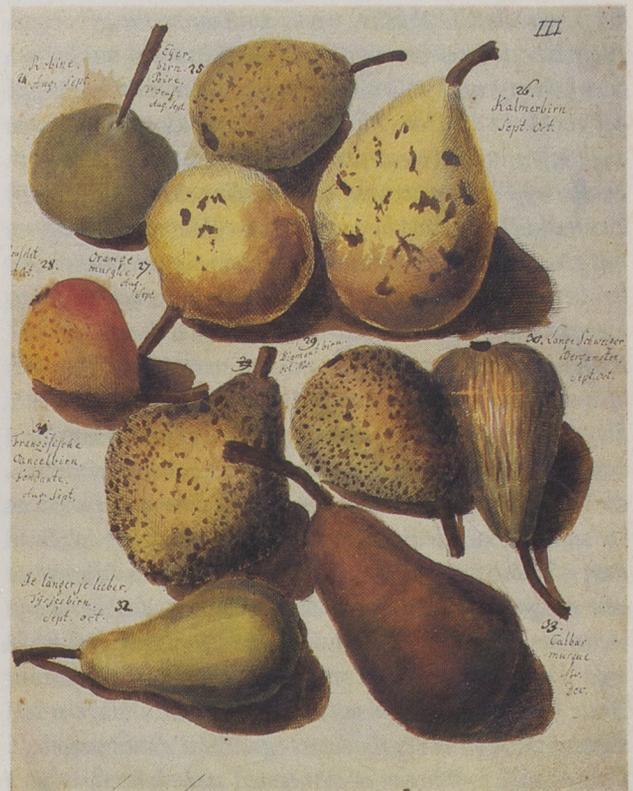
setzt sich auch mit dem gängigen Argument auseinander, der Schatten der Straßenbäume mindere das Wachstum auf den angrenzenden Äckern oder Wiesen – ein Streitgegenstand, an den sich der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Landratsamtszeit erinnert. Die Themen seines Hauptwerks sind Anlage und Betrieb großer Baumschulen und die Bepflanzung der Chausseen mit Bäumen; das Wort Chaussee ist abgeleitet von *via calciata* – mit Kalkstein gepflasterte Straße – trifft also für das alte Württemberg genau zu. Man muß sich daran erinnern, daß außer den Wasserwegen die Landstraßen die einzigen Verkehrsverbindungen darstellten; für Fußgänger, Reiter, bespannte Fahrzeuge, für Truppenbewegungen, für Viehherden, die oft über weite Entfernungen getrieben wurden. Für die Menschen und besonders für die Tiere war zur Sommerzeit der Schatten wohltätig.

Baum-Alleen: Stiftung der Regenten für Zeitgenossen und Nachkommen

Nun soll der alte Schiller selbst das Wort haben. In der Einleitung setzt er sich mit den Schwierigkeiten auseinander, die dem Bepflanzen entgegenstehen. *Ausser den vorherührten Schwierigkeiten und Einwürfen, welche gegen die Besetzung der Landstraßen gemacht werden können, giebt es freylich auch offenbare Hindernisse. Nicht alles Erdreich ist zum Baumwuchs bequem, besonders zu Obstbäumen, als von denen hier eigentlich die Rede ist. Es sind Gegenden, wo der Grund allzusteinig, felsigt oder lettig, oder aus ganz magerm Sand bestehet. Auf der Ebene kann es allzu naß und auf den Bergen allzutrocken seyn. An vielen Orten können nur wilde Wald-bäume oder die vom Weidengeschlechte, fortkommen. Möglich wäre es zwar, mit Anwendung großer Kosten, allen diesen Hindernissen abzuhelfen; allein es ist nicht rathsam, etwas erzwingen zu wollen, wogegen die Natur zu streiten scheint. Wenigstens muß man auf Obstbäume Verzicht thun, wo sie durchaus nicht gedeihen wollen, Es giebt ja so viele andere schöne und dauerhafte Bäume, daß gleichwohl die Straßen besetzt werden können. Man hat Linden, Ahorn, Ulmen, Akazien, etliche Sorbus-Arten, Eschen, Birken, Buchen, Eichen, Ellern, Pappeln und Weiden. Roßkastanien, welche nach selbst gemachter Erfahrung dem Rindvieh mit sicherm Nutzen gegeben werden können; süße Kastanien und Wallnüsse, gehören schon zu den fruchtbaren Bäumen, auch geben Buchen und Eichen zu ihrer Zeit ihren Ertrag, und Niemand fürchte, daß die beyden letztern nicht wohl versetzt werden können. Vom Saamen in der Baumschule erzogen, und noch jung etlichemal versetzt, sind sie allenthalben hin versetzbar. Es geben auch die Nadelhölzer, Tannen, Fichten, Forchen, und Lerchenbäume die schönsten*

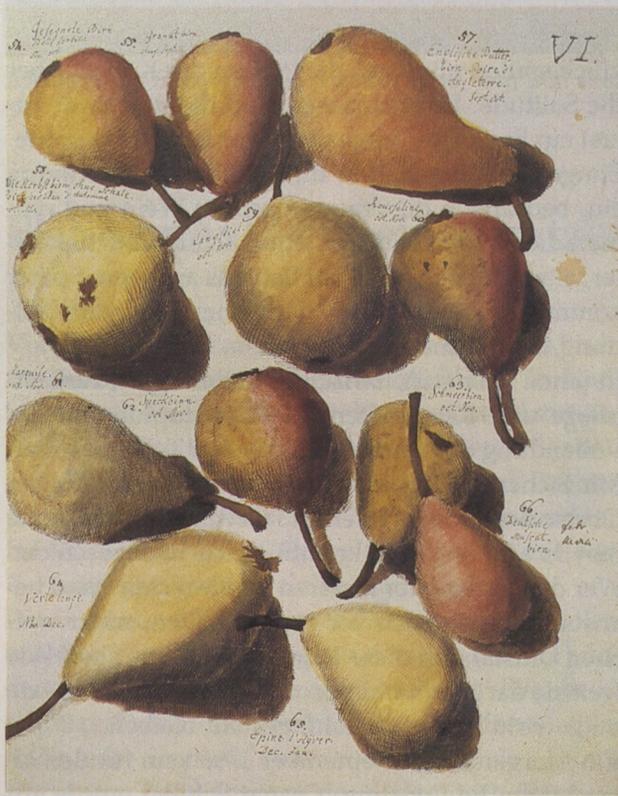


Das Deutsche Literaturarchiv in Marbach a. N. verwahrt Johann Caspar Schillers «Baumzucht im Großen», zweiter Teil, deren aquarellierte Farbtafeln, gemalt von seiner Tochter Christophine, bisher noch nie veröffentlicht worden sind.



leicht, und das Gewächs ist stark, besonders in einem guten sandigen Boden. Diese Pappel kommt fast allenthalben gut fort, und gelangt zu einer ansehnlichen Höhe, und wenn der Wind in den Blättern spielt, daß die untere Seite zum Vorschein kommt, so ist ein solcher Baum prächtig anzusehen, und wäre nur deswegen in die Alleen zu pflanzen. Caspar Schiller hat auch gewußt, wie schön Bäume sein können.

Dieses Buch ist also 1794 im Druck erschienen. Es sei daran erinnert, daß Friedrich Schiller sich vom Spätsommer 1793 bis ins Frühjahr 1794 in der alten Heimat aufgehalten hat, daß er den 70. Geburtstag des Vaters mitgefeiert hat. Das war wenige Tage nach dem Tod seines «anderen Vaters» Carl Eugen. Man kann als sicher annehmen, daß in jenen Monaten die «Baumzucht» Gegenstand des Gesprächs zwischen Vater und Sohn gewesen ist.



Ungedruckt: «Die Baumzucht . . . Zweiter Theil»

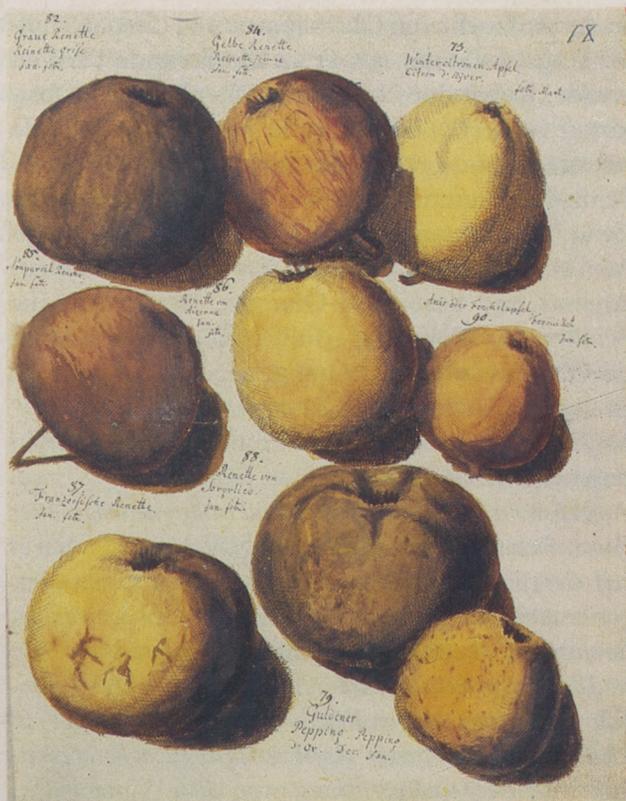
Nie gedruckt wurde *Die Baumzucht im Großen Zweiter Theil*, enthält eine Beschreibung vieler Obstgattungen und Sorten nach der Natur aufgenommen von J.C. Schiller, H.z.wirt. Major und Direktor einer großen Baumschule. Das handschriftliche Original zählt zu den Kostbarkeiten des Deutschen Literatur-Archivs in Marbach am Neckar. Die eingefügten aquarellierten Farbtafeln werden hier zum erstenmal in einer Auswahl veröffentlicht.

In der Aufzucht von Obstbäumen war Caspar Schiller längst erfahren, als er an die Solitude berufen wurde. Er hat dort, trotz der Höhenlage, die Obstkultur im Großen betrieben. Er hat auf der Solitude neunzig Apfelsorten, über hundert Arten Birnen, fünfzehn Pflaumen und Mirabellen und verschiedene Pfirsiche und Aprikosen angebaut. Dazu kamen die Früchte, die unter Glas gezogen wurden, Ananas und besonders Orangen, deren Duft die Schillersche Wohnung erfüllte, die sich viele Jahre im Obergeschoß eines Orangeriegebäudes befand. In der handschriftlichen *Baumzucht im Großen Zweiter Theil* sind 67 Sorten Äpfel und 90 Sorten Birnen beschrieben. Einige Beispiele: *Borsdorfer* (. . .) ein Apfel von mittelmäßiger Größe, und runder, etwas platter Form. Seine Schale ist glatt, eben, glänzend und wenn er reif oder eßbar ist, und manchmalen hier und dar mit einigen braunen rauhen Flecken besetzt, zuweilen auch an der Sonnenseite in etwas schön hellroth; überdem hat er hier und dar einige kleine braune Warzen. Das Fleisch ist ziemlich mild, von angenehmen, feinem Geschmack. In Deutschland, wo dieser Apfel ursprünglich herkommt, gilt er der erste und vornehmste von allen Winteräpfeln. (. . .) *Graue Renette*. Ist ein ziemlich großer Apfel von runder und etwas platter Form. Er hat eine rauhe, braungrauliche Schale, woran sich vielmals ein hellgrüner Grund mehr oder weniger zeigt, auch hat er wohl hier und dar einige helle grüne Flecken oder breite Streifen. Sein Fleisch ist mild, und wenn er recht reif ist, von sehr angenehmem Geschmack, daher er denn auch ohne Widerspruch einer der besten Äpfel ist. Weil er aber eine französische Frucht ist, so kommt er, in schlechten Jahren, und auf einem kalten Boden, vielmals nicht zur gehörigen Reife, auch erhält er seinen rechten Geschmack nicht, und wird im Liegen welk.

Auch mildere Sorten werden beschrieben, so der *Bräunling*: Sein Fleisch ist morsch, von gemeinem (= gewöhnlichen) nicht ganz lieblichem Geschmack, weswegen er denn auch nur unter die gemeinen Kochäpfel gehört. Er dauret sehr lang.

Von den neunzig Birnenbeschreibungen seien zwei zitiert. Die schöne *Cornelia*. Ist eine mittelmäßig große Birne, hat einen runden Bauch, und nach dem ziemlich langen Stiel ist sie kurz zugespitzt. (. . .) Ihre Schale ist schön glatt und, wenn sie reif geworden, von Farbe gelb; an der einen Seite aber, durchgehends, schön hellroth, von lieblichem ansehn, weswegen sie denn auch den Namen, welchen sie führet, bekommen hat. Ihr Fleisch ist mild, saftig, und lieblichen, angenehmen Geschmacks, allein sie kann, gleich den meisten Sommerbirnen, nicht lange dauern, indem sie sehr bald mehlig und teigig wird. – Der Baum hat ein schön Gewächs und trägt stark.

Und nun die Lieblingsbirne der alten Stuttgarter: *Gaisshirtlen*, *chere a Dames* (soll heißen: bei der Damen-



welt beliebt). Eine sehr mittelmäßig große, kegelförmige Frucht, mit einem kleinen Stern, welcher nicht tief liegt; der Stiel ist gegen einen Zoll lang und dünne, auch öfters braun eingewachsen, daß das Fleisch daran etwas vorgeht. Die Schale ist zwar glatt, aber stark bestäubt, im Schatten grau, mit vielen dunkelgrünen Punkten, an der Sonne hellrot. Das Fleisch ist ein wenig gelblicht, schmilzt, ist voll zuckersüßen Saftes, von ganz vortrefflichem Geschmack und Geruch. Das Bedürfnis nach Präzision bewegt diesen Erzschwaben, Geschmack und Geruch zu unterscheiden. Ende August würden sie reif, sogleich vom Baum zu essen; doch würden sie noch saftiger, wenn man sie bis zu acht Tagen lagere. Sie seien unverkennbar an Wuchs und Laub. Wer aber die Sorte nicht kenne, wird niemals vermuten, daß diese Früchte so delikate sind, denn sie haben auf dem Baum nicht das geringste Ansehen.

Wann ist dieses Werk entstanden? Es ist zu vermuten, daß die Materialien, diese 157 Sortenbeschreibungen, sich über einen langen Zeitraum angesammelt haben. Die Zusammenstellung, die Reinschrift, die Abbildungen stammen aus Caspar Schillers letzter Lebenszeit. Die kriegerischen Zeitläufte hatten bewirkt, daß die Familie Schiller noch einmal hatte umziehen müssen. Auf der Solitude, deren höfischer Glanz längst erloschen war, wurde für ein österreichisches Lazarett Platz gemacht. Dem Baumschuldirektor und seiner Familie – Eltern und

zwei Töchter – wurde eines der im Halbzirkel ums Schloß gruppierten Kavaliershäuser zur arg beschränkten Wohnung zugewiesen. Des Alten Lebensabend war in dieser Enge verdüstert. Zu allem Unglück starb die jüngste Tochter, Nanette, an einer vom Lazarett herübergewehten Seuche. Und mit ihm selber ging es bergab, unaufhaltsam.

Hat die Tochter Christophine die Obstsortenbilder gemalt?

Auf die dringende Bitte der Mutter, vom Bruder unterstützt, gegen den Willen des grämlichen Gatten, war am 10. Mai 1796 die älteste Tochter Christophine Reinwald von Meiningen auf der Solitude eingetroffen, um bei der Pflege des längst bettlägerigen Vaters zu helfen. Das war mühselig genug; von *Eigensinn und Eigenlieb* schreibt die Mutter an den Sohn, *die gute Fene (Christophine) kann sich auch nicht mit ihm stellen, und wie bedaure ich sie*. Zu allem Unglück spülen nun auch die Wogen des Krieges über die Solitude. Die Franzosen sind da, und zwar zuerst ein Freikorps, ungezügelt *enfants de la patrie*. Einige Kerls brechen in die Schillersche Wohnung ein, bedrängen die Frauen, fordern Wein und räumen die Schubladen leer; ohnmächtig muß der Vater, alter Offizier, das vom Bett aus ansehen. Später kommt reguläres Militär, der General hält auf Ordnung, läßt Plünderer erschießen.

In jenen Monaten, zwischen mühseliger Krankenpflege und Kriegsnöten, hat Christophine an der Vollendung der Baumzucht, zweiter Teil gearbeitet. Mit Sicherheit hat sie die Tafeln mit den farbigen Obstsortenbildern gefertigt. Gewiß, sie war keine Sibylle Merian, aber kenntnisreich und geschickt. Wer den einen oder anderen verklecksten Rand be- anstandet, mag sich vor Augen halten, unter welchen Umständen diese Tafeln entstanden sind. Wie weit sie darüber hinaus an der Reinschrift der Texte mitgewirkt hat, muß dahingestellt bleiben.

Am Morgen des 9. September 1796 kam für den alten Mann die Erlösung. Caspar Schiller wurde auf dem Gerlinger Friedhof begraben, neben der Tochter Nanette. – Es gibt ein Gedicht von Hölderlin, Huldigung des Dichters an den toten Vater. Darin heißt es:

*Die du liebend erzogen, siehe! sie grünen dir,
Deine Bäume, wie sonst, breiten ums Haus den Arm,
Voll von dankenden Gaben . . .*

Das gilt, tausendfach «im Großen», für den Mann, von dem hier die Rede ist. Fort und fort verjüngt, vermehrt – wie viele Bäume stehen in unserem Land, die ihren Ursprung Schillers Vater verdanken?



Arbeiten aus Elfenbein von Karl Bertrand; von ihm stammt auch die Gruppe Mutter mit Kindern.

Blaubeurer Elfenbeinschnitzer

Von den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts bis in die 40er Jahre dieses Jahrhunderts blühte in Blaubeuren ein bis jetzt für diese Stadt nicht beachtetes Kunsthandwerk: die Elfenbeinschnitzerei. Sie war mit drei Werkstätten vertreten: mit Jean Dreher, dem Senior der Blaubeurer Schnitzer, und seinen beiden Schülern, mit Georg Scheck und mit Karl Bertrand samt seinem Sohn Max Friedrich.

Die Blaubeurer Elfenbeinschnitzer müssen in allerengstem Zusammenhang mit dem um die Jahrhundertwende noch blühenden Geislinger Elfenbeinschnitzerhandwerk gesehen werden. Sie stellten mehr oder weniger eine Aussiedlung des Handwerks von Geislingen an der Steige nach Blaubeuren dar, wenn sie sich auch im Laufe der Zeit zunehmend selbständig gemacht haben. Weitere Absiedlungen des Geislinger Handwerks gingen nach Überkingen, Donzdorf und München.

Der Senior der Blaubeurer Schnitzer, Jean Dreher, hat in Geislingen beim Elfenbeinschnitzer Hirning seine Lehre absolviert und war auch später noch eng mit Geislingen verbunden. So war er mit Max Schmehle sen. befreundet, von dem er Ware zum Vertrieb bezog. Georg Scheck war nach seiner Lehre bei Jean Dreher ein Jahr lang bei Elfenbeinbildhauer Max Schmehle in Geislingen zur Weiterbildung im

Ernst Schmehle



Figurenschnitzen. Karl Bertrand bezog einen Teil seiner Modelle von Geislinger Schnitzern. Wie die Geislinger so hatten auch die Blaubeurer Schnitzer Geschäfte in größeren Kur- und Badeorten. Hier dürfte eine – allerdings noch unvollständige – Aufstellung der Verkaufsorte der Geislinger und Blaubeurer Schnitzer interessant sein. Diese Liste wurde noch von meinem Vater in den 20er Jahren angelegt, der alle die Schnitzer und ihre Werkstätten noch gekannt hat; sie wurde von mir ergänzt. In den meisten Fällen handelte es sich um Sommergeschäfte; im Winter wurde für das Sommergeschäft gearbeitet.



Liste von Verkaufsorten der Geislinger und Blaubeurer Elfenbeinschnitzer vor dem Ersten Weltkrieg:

Bührle Johannes	Baden-Baden	Seibert	Karlsbad
Eckle Hans	Bad Oynhausen, Bad Pymont u. über Wegst in Westerland/Sylt	Schauer	Karlsbad
Gnann Jakob	Bad Soden	Schmehle Max sen.	Wiesbaden
Kauzmann Karl	Bad Kissingen	Schmehle Richard	Offenbach, Amerika
Kauzmann Emma	Bad Ems	Schmid Alfred	Privataufträge
Kauzmann, I. A. Wwe	Bad Kissingen	Schurr sen.	Badenweiler
Kauzmann Joh. Ulrich	Bad Kissingen	Schurr jun.	Bad Kudova
Knoll Michael	Chur	Steiff Ernst	Ostseebad Mistry und Friedrichsroda/Thür.
Kröner Martin	Bad Harzburg	Strobel Otto	Bad Ischl
Lenz Elias	Interlaken	Vogt	Heringsdorf/Ostsee
Ruisinger Emil sen. } Ruisinger Emil jun. }	Eigene Vertretung in London und auf der Leipziger Messe	Weber	Bad Elster
		Wegst Hermann	Wildbad
			Bad Pymont

Jean Dreher (1854–1917) vor seinem Geschäft in Bad Gastein, aufgenommen um 1910.

Oben rechts: Johann Georg Scheck, geboren am 28. 11. 1867 in Asch, gestorben am 18. 8. 1955 in Blaubeuren.



Wegst Robert	Westerland auf Sylt
Wegst Johannes	Landeck/Schlesien
Dreher Jean, Blaubeuren	Bad Gastein
Bertrand Karl, Blaubeuren	Bad Wörishofen
Scheck Georg, Blaubeuren	über Jean Dreher

Wie vorhin erwähnt, waren es meist Saisongeschäfte. Nur wenige wie z. B. Robert Wegst unterhielten Dauergeschäfte. Wenn man noch berücksichtigt, daß die meisten Schnitzer auch viel Ware anderer Schnitzer in ihre Sommergeschäfte mitnahmen, so zeigt sich schon daran die starke Verzahnung der Interessen von Geislingen und Blaubeuren auf diesem Gebiet. Mein Großvater Max Schmehle in Geislingen setzte einen Teil seiner Arbeiten über Jean Dreher ab. Georg Scheck arbeitete seine Figuren nach Entwürfen von Schmehle, Karl Bertrand verwendete dessen Entwürfe für Kleinarbeiten wie Broschen und Anhänger.

Blaubeurer Schnitzer:
Dreher, Scheck und Bertrand

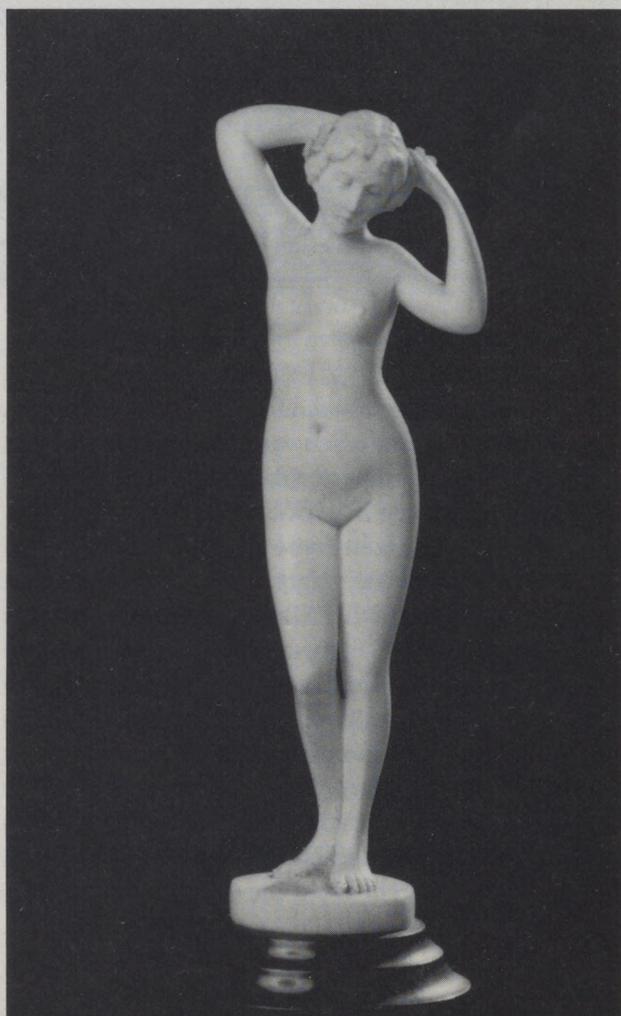
Nach dieser Einleitung die einzelnen Blaubeurer Kunsthandwerker. Zuerst Johannes Dreher, genannt Jean, Elfenbein- und Holzschnitzer in Blaubeuren, Metzgergasse 1. Er wurde geboren am 7. 1. 1854 in Hausen, Oberamt Heidenheim, als Sohn des Schuhmachers Jakob Dreher; am 5. Oktober 1880 verheiratete er sich mit Anna Dick aus Berghülen. Lehre: Bei Elfenbeindrechsler und Bildhauer Hirning in Geislingen/Steige. 1873 Zeichenschule Geislingen, 1875 Zeichenschule und Arbeit in Offenbach, 1875 wieder in Geislingen und 1877/78 in Offenbach. Seit 1878 selbständig in Blaubeuren. Zehn Jahre später Erwerb des Hauses Metzgergasse 1, Ecke Gerbergasse, in dem er schon vorher in Miete gewohnt hatte. Wohnung, Werkstatt und Ladengeschäft waren in Blaubeuren, Metzgergasse 1. Nach seinem Tod wurde das Geschäft als «Tante-Emma-Laden» von Mathilde Mayer-Dreher, seiner Tochter, weitergeführt, was noch manchem Blaubeurer in Erinnerung sein dürfte.

Seine Elfenbeinarbeiten hat Jean Dreher vorwiegend in Bad Gastein verkauft, wo er seit 1910 ein Ladengeschäft unterhielt. Er ist am 28. 5. 1917, nach einem Sturz vom Fahrrad auf der Blaubeurer Steige, gestorben.

Johann Georg Scheck, Elfenbeinschnitzer und Kaufmann, Blaubeuren, Klosterstraße 6, wurde am 28. 11. 1867 in Asch über Blaubeuren geboren und war seit dem 4. 5. 1885 verheiratet mit Sophie geb. Autenrieth. Er heiratete in das Wäsche- und Aussteuergeschäft Autenrieth in Blaubeuren, Kloster-



Von Johann Georg Scheck stammt dieser Gesangbuchdeckel für seine Frau Sophie geb. Autenrieth. Unten rechts vom Schutzengel ist vermutlich die Geislinger Stadtkirche wiedergegeben. 1935 hat Karl Bertrand den weiblichen Akt geschaffen.



Stadt Blaubeuren
Lehrlingsprüfungszeugnis.

Dem *Karl Bertrand* geb. den *26. September 1867* zu *Blaubeuren*
Oberamt *Blaubeuren* welcher vom Jahr *1867* bis *1873* die *Wkt. Schule* in *Blaubeuren*
und *1* Jahre lang die gewerbl. Fortbildungsschule in *Blaubeuren* besucht hat, sowie
3 Jahre lang bei *Herrn Elfenbeinschnitzer Dreher* gearbeitet hat, um sich für die
Elfenbeinschnitzer-Gewerbe
auszubilden, wird anmit bezeugt, daß er bei der heute vollendeten Lehrlingsprüfung die nachstehenden
in einzelnen Fächern hier unten beigewetzten Zeugnisstufen erhalten hat.

I. Schulbildung.

Deutsche Sprache: a. Lesen Einfache gewerbl. Buchführung
" " b. gewerbl. Aufsatz. *ganz gut* Naturlehre
Rechnen *ganz gut* Zeichnen *ganz gut*
Modellieren ganz



II. Gewerbelehre.

Werkzeugkunde } *ganz*
Materialkunde } *ganz*
Waarenkunde } *ganz*
Praktische Arbeit } *ganz*

Blaubeuren den *20. Mai 1895*
Zur Beglaubigung der Unterschriften
der Ortsvorsteher *Keller*



Die Vorstände der Prüfungskommission
H. Tafel *Joh. Nagmay*
H. Brückner *A. Schmitt*

Zeugnisstufen:
genügend - befriedigend - gut - sehr gut.



straße 6, ein und gab seinen Beruf als Elfenbeinschnitzer auf. Lediglich in den Kriegsjahren 1914-1918 nahm er ihn vorübergehend wieder auf. Gestorben ist Georg Scheck am 18. 8. 1955 in Blaubeuren. Seine Lehrzeit hatte er bei Jean Dreher in Blaubeuren absolviert. Nach Abschluß der Lehre war er noch ein Jahr bei Max Schmehle in Geislingen, um Übung im Figureschneiden zu bekommen. Es sind eine Reihe Jugendstilfiguren aus dieser Zeit erhalten. Verkauft hat er vorwiegend über Jean Dreher. Auch das von ihm geschnittene Gesangbuch seiner Frau ist erhalten. Das Schutzengelmotiv des Gesangbuchs stammt von Emil Ruisinger sen. aus Geislingen. Die auf der Zierplatte rechts unten befindliche Kirche stellt wohl die Geislinger Stadtkir-

che dar. Dieses Motiv befindet sich übrigens auch auf einem Lichtschirm, einer Arbeit von Emil Ruisinger senior. Es war üblich, daß Elfenbeinschnitzer den nächsten Angehörigen zur Konfirmation oder zur Hochzeit mit Schnitzereien versehene, in Elfenbeinplatten gebundene Gesangbücher schenkten. Karl Bertrand, Elfenbeinschnitzer und Holzbildhauer in Blaubeuren, Küfergasse 3, früher eine Wirtenschaft «Zum Gockel». Geboren am 26. 9. 1867 in Blaubeuren, gestorben in dieser Stadt am 13. 4. 1952. Seine Frau stammte aus Esslingen und unterhielt in der Küfergasse eine Wäscherei und Näherei. Seine Ausbildung erhielt Karl Bertrand bei Jean Dreher in Blaubeuren. Der Gesellenbrief von 1885 befindet sich als Original im Stadtarchiv.

Bertrand arbeitete anfangs in Holz und Elfenbein. In den 30er bis in die 50er Jahre, in denen ich ihn kannte, arbeitete er nur noch in Elfenbein. Karl Bertrand war ein bescheidener, aber qualifizierter und fleißiger Kunsthandwerker. Anfänglich kamen aus seiner Werkstatt auch größere Elfenbeinfiguren, später waren es nur noch Kleinfiguren wie der Trompeter von Säckingen, Putten u. a. mehr. In der Hauptsache arbeitete er Broschen, Anhänger und Rosen. In den 30er Jahren entstanden auch Kinderbüsten.

Ein Sohn von Karl Bertrand, Max Friedrich Bertrand, erlernte ebenfalls das Elfenbeinschnitzergewerbe. Sein Gesellenstück war eine Rose. Er ist im Zweiten Weltkrieg gefallen, kam also nie zur Entfaltung als Schnitzer.

Links das «Lehrlings-Prüfungs-Zeugniß» im Elfenbeinschnitzer-Gewerbe für Karl Bertrand, ausgestellt am 20. Mai 1885.

Rechts die Familie Karl Bertrand. Der Vater lebte von 1868 bis 1952 und firmierte als Elfenbein- und Holzbildhauer und Drechsler. Der ältere Sohn Emil lernte den Beruf eines Mechanikers, der jüngere Sohn Max, geboren 1906 in Blaubeuren, wurde gleichfalls Elfenbeinschnitzer. Er ist in der Schlacht um Stalingrad umgekommen.



Fabriken im eigentlichen Sinne hat das Oberamt Blaubeuren keine; dagegen können die beyden Leinwand-Handlungen als Fabrikanstalten betrachtet werden, da sich ihr Betrieb auch mit der Hervorbringung der Waare befaßt. Zwey Papier-Fabriken befinden sich bey Weiler und zu Herrlingen; eine bedeutende Bleichanstalt zu Blaubeuren. Das Hauptgewerbe besteht in der Leinenweberey, welche sehr lebhaft betrieben wird. Das Oberamt hat 378 Leinenweber mit 211 Knappen; wovon ungefähr die Hälfte in Stück- oder Handelswebern, die andere Hälfte in Kundenwebern besteht. Ausserdem zeichnen sich in der Oberamtsstadt noch die Gewerbe der Tuchmacher, Roth- und Weisgerber, Nagelschmide aus, welche auch Absatz nach außen haben; 2 Blättersetzer, 1 zu Blaubeuren und 1 zu Nellingen, fertigen gute Weberblätter, welche den bessern ausländischen wenigstens nahe kommen; 3 Melber, 2 zu Blaubeuren und 1 zu Schelklingen, liefern Stärke und Puder; 24 Hafner, wovon Schelklingen allein 14 hat, versehen nicht nur den Oberamtsbezirk, sondern auch auswärtige Bezirke mit Töpfergeschirr. In Schelklingen werden seit mehreren Jahren Strohhüte verfertigt, die Absatz fin-

den. Zu 10 Drehern, wovon 4 zu Blaubeuren die andern zu Schelklingen, Beiningen, Bermaringen und Tomerdingen sich befinden, kommt noch ein Spindelmacher zu Nellingen. Die berühmten Blaubeurer Spindeln werden übrigens größtenteils im Wiesensteiger Thale gemacht, und von den Blaubeurer Drehern wird nur Handel damit getrieben. Ehedem war in Blaubeuren auch die Zeugmacherey bedeutend, aber durch den Wechsel der Mode und durch das Zurückbleiben der Industrie hinter derselben ist sie, wie fast überall in Württemberg, sehr herabgekommen. Die Tuchmacher haben sich dagegen sehr vervollkommenet und liefern nicht nur Flanelle und gröbere Wollenzeuge, sondern auch gute Tücher aller Art, doch hat sich das Gewerbe noch nicht ins Größere ausgebildet. Im Ganzen ist der Gewerbszustand zwar nicht glänzend, aber immerhin bedeutender als in manchen andern Oberämtern von gleichen Verhältnissen, und was das Leinwandgewerbe betrifft, so ist sein Betrieb einer der bedeutendsten im Königreiche.

(Oberamtsbeschreibung Blaubeuren, Stuttgart 1830)

August 1914: *Mir selbst kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, daß ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, daß er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen.* Wie es Adolf Hitler in *Mein Kampf* formulierte, hatte die ganze Nation bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs empfunden. Fotografien aus den ersten Augusttagen haben die hektische Festlichkeit, die Aufbruchstimmung und Erwartungsfreude bewahrt, mit der Deutschland in sein Blutbad marschierte: Mobilmachung unter Blumen, das Hurra vom Straßenrand und auf den Balkons die Damen in bunten Sommerkleidern, reich geschmückte Eisenbahnzüge für den *Spaziergang nach Paris*, rauschende Volksfesteuphorie überall. Vier Jahre später bedeckten nahezu zehn Millionen Tote die Schlachtfelder eines sinnlosen Krieges, gefallen bei Langemarck, bei Ypern, vor Verdun, an der Somme, in den Vogesen, im Osten und auf dem Balkan.

Nachdem im November 1918 das Blutbad endlich zu Ende gegangen war, gehörte ein oberschwäbischer protestantischer Geistlicher namens Paul Knapp zu der kleinen Schar derer, die aus dem schrecklichen Gemetzel gelernt und ihre Konsequenzen gezogen hatten. Wenige Wochen nach Kriegsende war er aus Empörung über den *Wahnsinn des Massenmordes* zur Gründung einer neuen Partei geschritten, der er den programmatischen Namen «Deutsche Friedenspartei» gab.

Stiftler und Pfarrer in Atzenweiler

Wer war jener hoffnungsvolle Idealist, der als Christ und Pfarrer seine Mitmenschen aufrütteln wollte, der für eine *Religion wahrer Menschlichkeit* eintrat? Paul Knapp ist mittlerweile vergessen. Kein Nachschlagewerk nennt seinen Namen. Nur in zwei Büchern zur Geschichte der Friedensbewegung wird er in den Anmerkungen erwähnt. Seine Biographie ist heute unbekannt, ebenso sein kurzes politisches Wirken in unserem Land. Spärlich auch die Daten und das Material, das sich über ihn erhalten hat: Kurz vor seinem Tod am 28. Juli 1953 in Ravensburg hat Paul Knapp seinen gesamten Nachlaß, darunter einen Briefwechsel mit Albert Schweitzer, verbrannt. Schlußstrich unter ein gescheitertes Leben?

Geboren am 15. April 1879 in Tuttlingen als Sohn des damaligen Diakons Gotthold Felician Knapp und Nachfahre des bekannten geistlichen Liederdichters Albert Knapp (1798–1864) trat Paul Knapp nach dem Besuch der Klosterschulen in Blaubeuren und Maulbronn als 18jähriger Theologiestudent ins Tübinger Stift ein. Sein Studium scheint äußerlich ohne Besonderheiten verlaufen zu sein, sieht man einmal davon ab, daß sein Name zweimal im Straf- und Annotationsbuch wegen *Verspätung* eingetragen ist. Der examinierte Theologe wurde 1902 Vikar in Göttelfingen, der weitere unselbständige Stellen in Reutlingen, Nürtingen, Schwäbisch Hall, Botnang, Ettenhausen und Pfeffingen folgen sollten, bevor Paul Knapp endlich 1911 als Pfarrverweser in Atzenweiler zum dortigen selbständigen Pfarrer ernannt wurde.



Pfarrer Paul Knapp 39 Jahre alt; Aufnahme von 1918.

Juni 1917: «Ruf an die Christen»

Atzenweiler, ca. fünfzehn Kilometer südöstlich von Ravensburg gelegen, war damals eine kleine Gemeinde, die zur evangelischen Diaspora gehörte. Es gab keine regelmäßigen Verkehrsverbindungen, der Ort war also von der Außenwelt praktisch abgeschnitten. Umso erstaunlicher, daß von diesem ab-

geschiedenen Dorf in Oberschwaben aus ein bis dahin in der Stille wirkender Landgeistlicher plötzlich inmitten des Ersten Weltkrieges seine Stimme erhebt und publizistisch an die Öffentlichkeit tritt. Am 30. Juni 1917 veröffentlicht Paul Knapp in verschiedenen sozialdemokratischen Zeitungen einen *Ruf an die Christen*, in dem es u. a. heißt: *Die Stunde ist gekommen, da auch die Kirche sich nicht länger der Werbearbeit für den Frieden entziehen kann und darf im Blick auf die Not aller Länder . . . Millionen und Abermillionen sehnen sich nach Frieden. Wo sind die Christen? Allerorten, selbst an höchsten Stellen, spricht man vom Wahnsinn der Menschenschlächterei. Die Verlustziffern spotten jeder Beschreibung. Dem Hunger fallen in den verschiedenen Ländern, zunächst indirekt, wer weiß wie viele zum Opfer. Materialistische Gesinnung und Erbitterung jeder Art steigt. Anfechtung, Unglaube und Verzweiflung erschüttern und zerstören tiefstes Leben. Wo sind die Christen?* Das waren in der damaligen Zeit neue Töne, vor allem von theologischer Seite aus. Denn viel wirkungsvoller als die Kriegspropaganda war bis dato die Kriegstheologie gewesen, die stets den Tod auf dem Schlachtfeld dem «christlichen Martyrium» gleichgestellt hatte. Voller Dankbarkeit konnten Amtsbrüder von Paul Knapp verkünden: *Gott sei Dank, daß der Krieg gekommen ist . . . und Gott sei Dank, daß wir noch keinen Frieden haben; ich sage es auch heute noch trotz allen Opfern. (. . .) Darum sage ich noch einmal: Gott sei Dank, daß wir den Krieg haben; er allein kann unser Volk noch retten, wenn es überhaupt noch möglich ist, wie wir zuversichtlich hoffen. Er ist das große Operationsmesser, mit dem der große Arzt der Völker die furchtbaren, alles vergiftenden Eiterbeulen aufschneidet.*

Für Paul Knapp aber war der Krieg *eine Menschenschlächterei*, die er mit seinem christlichen Gewissen nicht länger vereinbaren konnte. In einem längeren Artikel im *Oberschwäbischen Anzeiger* trat er im September 1917 für einen Verständigungsfrieden ein: *Wir Menschen müssen, ob wir wollen oder nicht, doch einmal wieder miteinander leben. Je eher, desto weniger Haß und Rache bleibt zurück. (. . .) Daher auch jetzt Verständigung. (. . .) Endlich, und das führt uns zum Moralischen hinüber, jeder weitere unnötige Tag Kriegführung, jedes über die Verteidigung hinausliegende Ziel wird erkaufte mit Blut und Herzeleid. «Euch zeigt' ich dieses Toten entstelltes Angesicht!» Wie viel tausendfach gilt das! (. . .) Und dann das Heer der Krüppel (. . .) Soll Glück und Wohlfahrt, Recht und wahrer Friede aus diesem Meere von Blut und Tränen anders entstehen als durch Umkehr zur Verständigung!? Auf das kultivierte und christliche Europa blicken die von uns missionierten «heidnischen» Völker. (. . .) Daher Verständigungsfriede! Und daher die in der sittlichen Weltordnung be-*

schlossene Prophezeiung: Das friedfertigste Volk gewinnt diesen hoffentlich letzten Krieg.

Irgendeine positive Resonanz auf solche Gedanken war natürlich nicht zu erwarten. Paul Knapp gehörte zu einer Minderheit von «Rufern in der Wüste», die sich nicht vom nationalen Pathos und von der Forderung nach einem unbedingten Siegfrieden hatten anstecken lassen. Er wußte, daß er bei den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen auf mehr oder weniger einsamem und verlorenem Posten stand: *Schwer lastete die Erkenntnis auf mir, daß der Einzelne diesem schaudervollen Geschehen gegenüber vollkommen ohnmächtig sei.* Aber er wußte auch, daß er warten mußte, bis die Menschen zu einer geistigen Umkehr bereit waren und nicht mehr den Krieg, sondern den Frieden als höchstes Gut akzeptierten. Für Paul Knapp war klar, daß ohne eine veränderte Grundeinstellung des Menschen kein Friede möglich war.

Dezember 1918: Deutsche Friedenspartei

Erst nach dem bitteren Ende, erst nach dem militärischen Zusammenbruch Deutschlands im November 1918 war für Pfarrer Knapp die Möglichkeit gegeben, an der politischen Willensbildung und am gesellschaftlichen Neuaufbau mitzuwirken. Mit großer Zuversicht schrieb er im Januar 1919: *Ich habe die Gründung einer neuen Partei gewagt, von der ich mir sagte, Tausende warten auf sie.* Diese neue Partei mit dem Namen Deutsche Friedenspartei war am 16. Dezember 1918 in Atzenweiler gegründet worden und bestand zunächst nur aus seinem Gründer. Zwei Tage später hatte Pfarrer Knapp seine politischen Ziele zum ersten Mal bei einer Versammlung in Ravensburg der Öffentlichkeit vorgestellt. Da das erste Echo auf seine neue Partei nicht ungünstig war, entschloß er sich, an den Wahlen zur «Verfassungsgebenden württembergischen Landesversammlung» am 12. Januar und zur «Deutschen Nationalversammlung» am 19. Januar 1919 teilzunehmen. Ein aufmerksamer Beobachter in den Wahlversammlungen des «Friedenspfarrers» war der spätere Ministerpräsident Reinhold Maier, der damals als Justizreferendar am Landgericht in Ravensburg arbeitete: *Das württembergische Oberland bekam noch seine besondere Farbe durch das Auftreten (. . .) des Pfarrers Knapp, der auf dem Landort Atzenweiler in der evangelischen Diaspora Wohnsitz und Amt hatte, eine lautere, sympathische Persönlichkeit. Er stellte unerbittlich nach den Millionen Opfern an Toten und Verstümmelten, welche der Erste Weltkrieg beide Seiten gekostet hatte, das unbedingte Postulat des Friedens auf (. . .) Er sprach von dem Feld der Ehre als dem Feld der Schande des*

Christentums. Damit eckte er bei dem evangelischen Ravensburger Stadtpfarrer Theophil Wurm (dem späteren Landesbischof, einem Kämpfer nach vielen Seiten) gewaltig an. Es kam in sehr deutlicher Sprache zu Disputen im Sonntagsgottesdienst von der Kanzel und zu erregten Diskussionen.

Es war klar, daß ein Geistlicher, der so radikal wie Paul Knapp dachte, der Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft war und sich als *entschlossener Demokrat und Republikaner* bezeichnete, bei seinen Kollegen, von denen viele bis zum Schluß des Krieges *vehemente Durchhalteparolen* gepredigt hatten, auf scharfe Ablehnung stoßen mußte. Aber auch die Wähler honorierten das politische Programm und die Friedensbotschaften der neuen Partei nicht. Beide Wahlen endeten mit einem Fiasko. Die Deutsche Friedenspartei erreichte sowohl im Land als auch im Reich weniger als 0,5% der Stimmen. Trotzdem ließ sich Paul Knapp zunächst nicht entmutigen und rief zur Gründung von Ortsgruppen auf. Aber nur in vier Städten Württembergs fanden sich Gleichgesinnte zusammen: in Ravensburg, Sigmaringen, Tübingen und Stuttgart. Seit Ende Januar 1919 gab er sogar für seine kleine Schar von Anhängern eine eigene Publikation heraus, das *Monatsblatt der Deutschen Friedenspartei*, die es aber nur auf vier Nummern brachte. Mit diesem Organ und einer eigenen Schriftenreihe *Theologie und Ethik der Tatsachen* bemühte sich Paul Knapp über die beschränkte Wirkungsmöglichkeit seines abgeschiedenen Wohnorts hinaus, das Anliegen seiner Partei zu verdeutlichen und stärker zu verbreiten. Auch im Ausland versuchte man, auf sich aufmerksam zu machen. Zu dem am 6. März 1919 in Bern eröffneten Internationalen Völkerbundkongreß schickte die Deutsche Friedenspartei eine Grußadresse.

Auch der Pazifismus muß nach Macht streben

Worin bestand nun eigentlich das *unbedingte Postulat des Friedens*, von dem Reinhold Maier in seinen vorhin zitierten Erinnerungen sprach? Wie wurde es mit Inhalt gefüllt, kurz, welches politische Programm vertrat Paul Knapp mit seiner neuen Partei?

Grundlage seiner Politik war der dreifache Wahlanspruch: *Völkerfriede, Volkesfriede, Seelenfriede*. Für Paul Knapp hatte die Friedenspartei eine weltumspannende politische Aufgabe, nämlich die *Völkerveröhnung* anzubahnen. *Wir wollen politische Macht, aber einzig und allein, um unser pazifistisches Ideal durchzusetzen, denn in einer Welt der Kanonen hat der Pazifismus zugleich Recht und Pflicht, nach politischer Macht zu streben.* Konsequenterweise nahm

deshalb die Partei in ihren außenpolitischen Zielsetzungen Forderungen des organisatorischen Pazifismus auf wie Abrüstung, Schiedsgerichtsbarkeit und Völkerbundidee. Als logische Ergänzung zu diesem «Außenpazifismus» forderte sie einen sogenannten «Innenpazifismus». *Was nützt es zu rufen: Seid umschlungen Millionen, Eskimo und Herero, Engländer und Franzosen, alle, alle! – wenn man daneben den eigenen Volksgenossen haßt und sich vor Bürgerkrieg nicht scheut! Wo die Konsequenz: Völkerfriede, also Volkesfriede! nicht gezogen wird, wird der Pazifismus zur heuchlerischen Phrase, zur gemeinsamen Maske, zum bloßen Aushängeschild für egoistische Zwecke. (. . .) Mit seinem gesamten innenpolitischen Programm hat der Pazifismus also der innenpolitischen Versöhnung, der Überwindung von Gegensätzen, der gegenseitigen Annäherung, dem ernstesten Sichverstehenwollen zu dienen. Deutlich ist ihm damit auch sein wirtschaftliches Programm vorgezeichnet. (. . .) Pflichtgemäß wird sie [die Partei] sich der wirtschaftlich Schwächsten annehmen, weil ohne Gerechtigkeit diesen gegenüber ein friedliches Staatsleben unmöglich ist.* So forderte Paul Knapp wirtschaftliche Reformen, vor allem die Beseitigung der *kapitalistischen Auswüchse* und eine *maßvolle Sozialisierung* und betonte: *Ich möchte es ausgesprochen haben, daß ich mir die Partei ganz besonders auch als eine Arbeiterpartei wünsche.*

Der dritte wichtige Programmpunkt der Partei gipfelte in der Forderung nach einer *Religion wahrer Menschlichkeit* und nach einer Trennung von Staat und Kirche. *Die Partei kennt keine Unterschiede der Konfession, auch nicht der Religion. (. . .) Aber es gilt für alle Religionen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Wir denken an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, wenn wir von Religion wahrer Menschlichkeit reden, verdammen jede Religion, die Kriege erlaubt oder nicht bekämpft. (. . .) Ich spreche es mit aller wünschenswerten Deutlichkeit aus, daß der Partei Christen aller Konfessionen, Juden, «Heiden» u.s.w. angehören können.* Für Paul Knapp bedeutete wahre Religiosität jedweder Konfession die sittliche Verpflichtung des Menschen, das Reich Gottes hier und jetzt aufzubauen, hier und jetzt Gutes zu tun und nicht aufs Jenseits zu vertrösten, *diesen großen und, nebst Gott, größten Lückenbüßer*. Für ihn als Christ war Krieg Anachronismus und Atavismus.

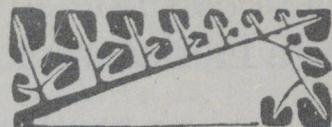
Ein Unzeitgemäßer muß scheitern

Paul Knapp ist gescheitert. Seine Deutsche Friedenspartei war nicht lebensfähig und konnte nur wenige Monate existieren. Das letzte Heft seiner Schriftenreihe erschien im November 1919 unter dem Titel *Pazifismus und Sozialismus*, dann ver-



Monats-Blatt

der



Deutschen Friedenspartei.

Nummer 1.

Januar 1919.

1. Jahrgang.

Deutsche Friedenspartei.

Wahlspruch: Völkerfriede.
Volkesfriede.
Seelenfriede.

Zu I: Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerbund!

Zu II: Soziale Gerechtigkeit! Zusammenarbeit mit allen Parteien! Pflichtmäßiges Eintreten für die wirtschaftlich Schwächsten!

Zu III: Trennung von Staat und Kirche! Vollkommene Gewissensfreiheit! Religion wahrer Menschlichkeit!

stimmte der mutige und unzeitgemäße «Friedenspfarrer» aus Atzenweiler, der vergeblich versucht hatte, seine Mitmenschen aufzurütteln, um dem Krieg den Kampf anzusagen. Er wußte, daß, wie der Krieg, auch der Friede bei jedem einzelnen von uns selber anfängt. Krieg war für ihn kein Naturereignis, kein Strafgericht Gottes, sondern vom Menschen erfunden. Somit kann der Krieg allein vom Menschen beseitigt werden. Sein kurzes Wirken als radikaler Humanist blieb eine Episode ohne Nach-

hall, hinterließ wenig Spuren. Dennoch gehört Paul Knapp zu den zu Unrecht Vergessenen in unserem Lande. Seine Einsichten sind auch heute, nach über sechzig Jahren, noch gültig, sind Anspruch und Mahnung zugleich: *Es bleibt dabei, nun gilt's zu handeln! Wer jetzt nichts tut, wo die 12 Millionen Gefallenen klagen, anklagen, bitten und fordern, der ist ein – Verbrecher! Sie schreien's in die Welt und in die Gewissen: 11. Gebot: Du sollst keinen Krieg führen, sondern Frieden halten!*

Rechenstunde am Ostermontag – Vom Eierlesen nicht nur in Württemberg

Karin Göbel

*Es ist bereits schier aller Orthen der Brauch/ zur Unterscheidung der Zeit/ und Auffmunterung deß Gemueths/ an gewissen Fest-Taegen deß Jahrs ein ehrliche Recreation anzustellen.*¹ Mit dem Unterhaltungswert von Bräuchen nennt der Barockprediger Andreas Strobl 1694 einen wichtigen Punkt, der auch bei der gegenwärtigen Konjunktur des Brauchwesens eine Rolle spielt. Zwar ist es im Zeitalter der drahtlosen Medien nicht mehr so wie noch im 18. Jahrhundert, als in Württemberg der *Zufluß von Zuschauern* zum Eierlesen als *unübersehbar* beschrieben wurde². Doch wo in den rund 30 Orten des deutschsprachigen Raumes dieser Brauch noch heute gepflegt wird, stellt er immer noch ein kleines Dorfergebnis dar. Auch in Kiebingen bei Rottenburg, Egesheim auf dem Großen Heuberg und Sigmaringendorf, den letzten Überbleibseln einer ehemals großflächigen «Eierlese-Landschaft» in Württemberg, hat die Einbettung des Brauches in einen gewissen mehr oder minder festlichen Rahmen brauchstabilisierende Wirkung. Denn das Eierlesen selbst ist im Grunde nur ein sportlicher Wettkampf, bei dem zwei unterschiedliche Laufaufgaben zu erfüllen sind.

Diese beiden Laufaufgaben begegnen bereits 1790 als Illustration zum Ostermonat April in dem *Württembergischen Hofcalender*³. Im Vordergrund ist der Eierleser damit beschäftigt, Eier, die in jeweils gleichem Abstand zur Reihe ausgelegt sind, einzeln in einen Korb zu sammeln. Im Hintergrund sieht man über den Köpfen der Zuschauer einen Läufer seinem entfernten Ziel zueilen. In der dazugehörigen Beschreibung des Hofkalenders wird der Zusammenhang beider Aufgaben als eine *Art von Wette* erklärt, bei der der schnellere Läufer siegt. Im Zentrum des Wettspiels aber steht zweifellos die Aufgabe an der Eierreihe, nach der der Brauch auch seinen Namen trägt. Die Kalenderillustration zeigt aber mit dem Korbhalter noch einen dritten Mitspieler. In der gegenwärtigen württembergischen Brauchpraxis hat sich die Rolle des Korbhalters vom Statisten zum Aktiven gewandelt, wenn er als Fänger die Eier aufzufangen hat, die ihm vom Eierleser aus unterschiedlichen Entfernungen zugeworfen werden.

Eierlesebrauch in Kiebingen bei Rottenburg –
Wettkampf zweier Jahrgänge

In Kiebingen, wo die 19jährigen und 20jährigen Wehrpflichtigen des Ortes alle zwei Jahre das Eierlesen ausrichten, das nächste Mal am Ostermontag dieses Jahres, da werden Eierleser und Fänger aus dem älteren und der Läufer aus dem jüngeren Jahrgang durch vorheriges Training ermittelt. Am traditionellen Termin ziehen die stellvertretend ausgewählten Wettkämpfer im Kreise ihrer Jahrgänge, begleitet von ihren Freundinnen, mit Musik zum Sportplatz. Dort sind bereits alle Vorbereitungen getroffen. Der jüngere Jahrgang, gekennzeichnet durch ein grünes, und der ältere Jahrgang, gekenn-



«Das Eier-Lesen» steht unter diesem Kupferstich, der im «Württembergischen Hofcalender auf das Jahr 1790» den Ostermonat April illustriert. Groß im Vordergrund der Eierleser, im Hintergrund eilt der Läufer seinem Ziel im Nachbarort zu.

zeichnet durch ein rotes Schulterband, stehen sich für die Dauer des Wettkampfs rechts und links der ausgelegten Eierreihe als konkurrierende Parteien gegenüber. Vor dem Start überprüfen Eierleser, Fänger und Läufer, ob die 96 rohen Eier in der üblichen Entfernung von 85 cm ausgelegt sind. Mit dem Startschuß begeben sie sich dann an ihre unterschiedlichen Laufaufgaben. In Kiebingen erlauben es die Spielregeln dem Eierleser, daß er in den ersten fünf Läufen jeweils zwei Eier aufheben darf, dann muß er jedoch jedes Ei einzeln aufnehmen. Der Fänger steht zwölf Meter vom ersten Ei der Reihe entfernt in einem vier mal vier Meter großen Kreidequadrat. Innerhalb dieses Aktionsraumes versucht er, die ihm vom Eierleser zugeworfenen Eier in einer spreugefüllten Kornwanne zu fangen.

Anders als im 18. Jahrhundert, in dem das Sammeln unzerbrochener Eier noch weithin Pflicht war, sind dem Kiebinger Eierleser heute zwölf Fehlwürfe erlaubt. Während also auf dem Sportplatz so manches Ei nicht ganz unabsichtlich und zur Erheiterung der Menge nicht in der Kornwanne, sondern auf dem Kopf eines Zuschauers landet, begibt sich der Läufer nach Rottenburg, um im Hause Fischer ein Päckchen abzuholen. Wie aus den Erzählungen älterer Kiebinger zu erfahren war, passierte es in der Vergangenheit gelegentlich, daß ein Läufer angesichts der Verlockungen der Wirtshäuser vom rechten Weg abkam. Heute jedoch steht dem ordnungsgemäßen Ablauf des Wettstreits nichts mehr im Wege, da der Läufer durch einen Radfahrer kontrolliert wird. Wenn aber der zurückeilende Läufer vom Kiebinger Sportplatz aus zu sehen ist, dann erst kommt der Wettkampf in seine spannendste Phase. Eierleser und Läufer geben ihr Letztes, um den Sieg für ihre Partei zu erringen. Und wie es bei Wettspielen nun einmal so üblich ist, gebührt mal dem Eierleser, mal dem Läufer die Siegestrophäe, hier eine geschmückte Tanne.

Nach einer Erholungspause, deren Notwendigkeit die sportliche Ernsthaftigkeit des Wettkampfs unterstreicht, ziehen beide Parteien zum Festzelt, wo der Ostermontag seit Jahrzehnten unter reger Anteilnahme der Kiebinger Bevölkerung bei Eierdorsch und Tanz in feuchtfrohlicher Form ausklingt. Früher hatte die verlierende Partei dabei die Zeche für die Sieger zu zahlen.

Befragt man die Einheimischen nach der Herkunft dieses Brauches, so ist kaum mehr zu erfahren, als daß Handwerksburschen ihn aus der Fremde mitgebracht hätten. Auch in den anderen der mehr als 500 Orte, die in der fast vierhundertjährigen Geschichte des Eierlesens bekannt sind, auch in diesen Orten stößt man auf widersprüchliche Erklärungen, wobei

vor allem an Fruchtbarkeitskultischen Interpretationen kein Mangel herrscht. Das Wettspiel aber als Kern des Brauches war selten Ausgangspunkt konkreter Überlegungen; zudem hat die vordergründige Unterschiedlichkeit beider Laufaufgaben das Verständnis dieses Wettspiels erschwert. Daß in Kiebingen die Siegeschance ausgewogen ist, muß zu der Feststellung führen: Die beiden Laufstrecken sind vergleichbar. Die Strecke, die der Läufer nach Rottenburg und zurück macht, wird mit sechs Kilometern angegeben. Die Strecke aber, die der Eierleser zu absolvieren hat, scheint auf den ersten Blick schwieriger zu berechnen zu sein, weil sich seine Laufleistung nur über die Addition der zurückgelegten Teilstrecken ermitteln läßt. Durch den Werfmodus, der dem Kiebinger Eierleser viel Geschicklichkeit abverlangt, würde sich die praktische Berechnung seiner Laufstrecke in der Tat zu einer *dankbaren Aufgabe gewiegener Mathematiker*⁴ gestalten.

Rechenbücher seit Adam Riese – Eierreihe als arithmetische Reihe

Daß die Mathematik beim Eierlesen tatsächlich mit im Spiel ist, belegt die Erwähnung unserer aus dem Wettspiel bekannten Eierreihe in etlichen Rechenbüchern des 16. bis 18. Jahrhunderts.⁵ Die von Brauchbeobachtern des öfteren als «künstlich» empfundene Anordnung der Eier in einer Reihe klärt sich im mathematischen Zusammenhang, wo die Eierreihe als Beispiel einer endlichen arithmetischen Reihe eingesetzt wird. Im Rechenbuch wird die Frage nach der Wegstrecke gestellt, die sich aus dem Aufsammeln der einzelnen Eier ergibt, um das Problem der als arithmetische Progression bezeichneten Rechenoperation zu verdeutlichen.

Sozusagen der Prototyp einer solchen Eierreihe als arithmetischer Reihe findet sich in dem heute in der Tübinger Universitätsbibliothek greifbaren Arithmetik des Mailänders Hieronimus Cardanus von 1539.⁶ Cardanus arbeitete mit später häufig wieder anzutreffenden Zahlenverhältnissen: Hundert Eier sind im Abstand von einem Schritt zur Reihe ausgelegt; einen Schritt vor dem ersten Ei steht ein Korb, in den ein Knecht die Eier einzeln einzusammeln hat. Daß man bei der Lösung dieser Aufgabe eben nicht die durch die Aufgabenstellung theoretisch entstehenden hundert Doppelstrecken einzeln addieren muß, bringt schon die Umschreibung des Begriffs der arithmetischen Progression als *geschwinde addition*⁷ auf den Punkt. Wie einfach das dahinterstehende rechnerische Verfahren ist, das wir heute als einfachste aller Summenformeln kennen, zeigt schon die Erklärung bei Adam Riese, dem bekannte-

sten Rechenmeister des 16. Jahrhunderts: *Addire die erste zal der letzten/ was darauß würt/ mach halb/ unnd multiplicir durch die zal der stet/ so hastu wievil die angegebzn zaln in einer sum̄ machen.*⁸

Auf das Beispiel der einzusammelnden Eierreihe bei Cardanus angewendet, ergibt sich folgender Lösungsweg: Der ersten und letzten Zahl bei Riese entsprechen im Kontext der Eierreihe die kürzeste und längste Sammelstrecke jeweils hin und zurück. Die Addition von zwei und zweihundert Schritten wird halbiert und mit der Anzahl aller Eier, also hundert, multipliziert. Das Ergebnis der Rechnung von 101×100 beträgt dann 10 100 Schritte. Auf diesem mathematischen Hintergrund besteht also der Exempelcharakter des Eierlesens im Wettspiel genau genommen gerade in der Gegendemonstration der Rechenoperation. Der Aufwand, alle hundert Glieder einer arithmetischen Reihe einzeln zusammenzuzählen, erscheint ähnlich langwierig wie die Aufgabe des Eierlesers im Wettspiel.

Wenn in Rechenbüchern des 18. Jahrhunderts selbst unter Bezug auf den Brauch des Eierlesens lediglich die Ausrechnung der Eiersammelstrecke erwähnt wird, so konzentriert man sich damit auf das im Rechenbuchkontext Wichtige, denn die Läuferaufgabe scheint für die Demonstration des Rechenverfahrens keine Rolle zu spielen. Interessanterweise begegnet aber bereits 1557, früher als jeder Brauchbeleg vom Eierlesen, folgende Wette im Rechenbuch des Frankfurter Rechenmeisters Simon Jacob von Coburg: *Zwei wetten miteinander, der erste soll 100 Eier aus einem Korb auf die ebene gerade nacheinander unzerbrochen, jedes einen Schritt von dem anderen, und auch das erste Ei einen Schritt weit vom Korb legen. Mittlerweil will der ander in ein Dorf, das ein halb meil vom Korb liegt, laufen und wiederkommen, die meil für 5000 schritt gerechnet.*⁹ Zwar läßt der Rechenmeister hier die Eier auslegen, aber die Frage nach der Berechnung der Laufstrecke bleibt dieselbe. Im Grunde verdeutlicht sogar die Tätigkeit des Eierauslegens anschaulicher den dahinterstehenden Denkprozeß der Summierung von Teilstrecken als die ständige Verminderung durch das Einsammeln der Eier. Ausschlaggebend für den Vorbildcharakter, der dieser Aufgabe Simon Jacobs zuerkannt werden muß, ist aber vor allem die Existenz zweier nur scheinbar vergleichbarer Laufaufgaben. Hierin liegt gerade der Spielwert der Rechenaufgabe begründet, der zur Umsetzung in ein Wettspiel geradezu einlädt. Simon Jacob erklärt im Anschluß an seine Aufgabe selbst, der Eierausleger müsse verlieren, weil er im Vergleich mit dem Läufer die doppelte Wegstrecke zurückzulegen habe. Die Einkleidung in die Form der Wette provoziert förmlich die Ungleichheit beider Laufstrecken.

Denn wenn jemand eine Wette vorschlägt, dann meint er, sich seiner Überlegenheit bis zu einem gewissen Grade sicher zu sein. Auf den ersten Blick will doch auch das Auslegen der Eier an einem überschaubaren Ort einfacher erscheinen als der Lauf in ein entferntliegendes Nachbardorf.

Daß man sich damals in den Rechenbüchern anschaulicher und im Fall der Eieraufgabe nachspielbarer Beispiele bediente, erscheint in einer an Bildersprache gewöhnten Lebenswelt durchaus nicht ungewöhnlich. Gerade auch das Auftauchen der ersten Belege des Wettspiels im städtischen Milieu, so in Basel und Augsburg, legt die These von der Verbreitung über die Rechenmeister bzw. deren Bücher nahe. Die erste Phase der Brauchgeschichte ist auf jeden Fall untrennbar mit der mathematischen Komponente des Wettspiels verbunden, was sich nicht zuletzt daran zeigt, daß die Mehrzahl der Belege aus Rechenbüchern stammt.

Ostermontag des Jahres 1609 in Augsburg:
Die Rechenaufgabe wird zur Brauchübung

Wenn 1579 der Basler Christian Wurstisen in seinem Rechenbuch über die abstrakte Behandlung der arithmetischen Eierreihe hinaus auf ein gelegentlich durchgeführtes Laufspiel der Jünglinge¹⁰ aufmerksam machte, das sich genau aus den beiden bekannten Laufaufgaben zusammensetzte, so könnte dies auf eine Umsetzung der Vorgaben aus den Rechenbüchern im schulischen Umfeld hindeuten, ohne daß wir es hier bereits mit einem Brauch zu tun haben. Erst 1609 finden wir das Wettspiel als Brauch am Ostermontag in Augsburg belegt¹¹.

Im Blick auf die konkrete Brauchpraxis kritisiert der Mathematiker Georg Henisch – wiederum in einem Rechenbuch –, der gewohnheitsmäßige Sieg des Eiersammlers sei als ein Anzeichen nicht durchgehaltener Chancengleichheit zu werten. Gegen die Praktikabilität gleicher Laufstrecken spricht sich bereits 1636 ein anderer Zeitgenosse aus.¹² Seiner Meinung nach erfordert das beständige Bücken und Umwenden einen Mehraufwand für den Sammler, während der Lauf ins Nachbardorf ungehindert verrichtet werden kann. Mit diesem Einwand wird ein zentraler Punkt hervorgehoben, der für die Umsetzung der Vorgaben aus den Rechenbüchern in die Spielpraxis als relevant anzusehen ist. Gerade die Schwierigkeiten, die in den ersten Brauchzeugnissen bezüglich der Chancengleichheit auftauchen, könnten auf eine unreflektierte Übernahme der Rechenbuchvorlagen hindeuten.

Die Form der Wette, die im Grunde schon die ungleichen Chancen beinhaltet, läßt sich zwar im ma-



«Vorstellung wie ehemals die Müller in Basel am Ostermontag um die Eier geloffen sind: und zwar A° 1791 zum letzten mal.» Aquarell um 1800 von J. J. Schwarz.

«Vorstellung wie ehemals die Müller in Basel am Ostermontag um die Eier geloffen sind: und zwar A° 1791 zum letzten mal.» Aquarell um 1800 von J. J. Schwarz.

thematischen Kontext der Denksportaufgabe einsetzen, ihrer praktischen Umsetzung sind aber zumindest im Hinblick auf Wiederholungen Grenzen gesetzt. Als Konsequenz ergibt sich daraus für die Entwicklung von der Wette zum brauchtümlichen Laufspiel, daß aus den ungleichen Wettgegebenheiten gleichwertige Wettkampfaufgaben werden müßten. Diese Veränderung hat sich bereits um 1685 vollzogen, wenn das Eierlesen als *certamen currentium*, als Wettkampf der Läufer, bezeichnet wird. Das Wettspiel allein, das von seiner Anlage als stellvertretendem Zweikampf die gegnerischen Parteien wie auch die Zuschauer eine ganze Weile der Passivität aussetzt, scheint prädestiniert für Rahmenhandlungen, wie sie schon Ende des 17. Jahrhunderts in Form der Zuschauerwetten auf den Sieger oder in der Existenz zusätzlicher, die Zuschauer unterhaltender Figuren begegnen. Daß dieses Wettspiel als Brauch Geschichte machen konnte, hängt nicht unwesentlich mit diesem Zuwachs an gemeinschaftsfördernden Funktionen zusammen.

Für das 17. Jahrhundert läßt sich anhand der sehr allgemein gehaltenen Beschreibungen des Wettspiels aus der Feder barocker Gelehrter kaum mehr als die große Verbreitung des Eierlesens am Ostermontag im deutschsprachigen Raum südlich der

Mainlinie feststellen. Im 18. Jahrhundert dann kann man diese generelle Verbreitungsangabe durch Lokalisierungen in ganz unterschiedlichen Regionen präzisieren. In Basel treten auf dem Münsterplatz mehrere Müllerknechte zum Parallelwettstreit des Eierlaufs an. Die Tuchmacher in Breslau tragen 1733 das Eierlesen wegen des großen Zuschauerandrangs an zwei Plätzen der Stadt aus. Im Eifelort Schönecken läßt sich 1764 die Junggesellensodalität – eine kirchliche Bruderschaft – den althergebrachten Spielablauf ihrer Eierlage urkundlich bestätigen.

Wettläufe am Ostermontag –
Von den Zünften zu den ledigen Burschen

Im Elsaß pflegen die ledigen Burschen, in der Schweiz hauptsächlich die Müllergesellen das Eierlesen abzuhalten. Wenn sich auch im Württembergischen Ende des 18. Jahrhunderts das Geschehen von den Städten in die Dörfer verlagert hat, so ist es nicht verwunderlich, daß neben den Bäcker- und Müllerknechten auch die ledigen Burschen als Brauchträger in Erscheinung treten. Denn mit der Auflösung der alten ständischen Ordnung, radikal angestrebt durch die Ideale der Französischen Revolution, gehen dann im 19. Jahrhundert ehemals von

Zünften getragene Bräuche auf die Gruppe der ledigen jungen Männer über. Bei repräsentativen Beispielen städtischer Zunftgepflogenheiten wie dem Basler Eierlauf der Müller und dem Eierlesen der Tuchmacher in Breslau muß aber die Privilegstellung so groß gewesen sein, daß die Auflösung der Zünfte das Absterben des Brauches nach sich zog. Wer aber auch immer im 18. Jahrhundert das Eierlesen ausgetragen hat, das Prinzip zweier vergleichbarer Laufaufgaben steht im Zentrum des Wettspiels, wenn auch die Anzahl und die Abstände der ausgelegten Eier variieren.

Zahlreich vertreten sind vor allem die Zuschauer, die den Tag des Eierlesens für Bäcker und Wirte zu einem der einträglichsten des Jahres machten. Wo aber Bäcker und besonders Wirte profitieren, kommt das Rahmenprogramm von Bräuchen zuweilen in Verruf. Wenn tatsächlich einmal Verbote des von der Aufklärung wegen seines gymnastischen Nutzens durchaus befürworteten Eierlesens auftauchen, so ist dies vor allem auf Mißbräuche und Ausschreitungen infolge der den Brauch abschließenden Zecherei zurückzuführen. Gelegentlich wird die Durchführung des Eierlesens als eines Spiels mit Nahrungsmitteln in allgemeinen Notzeiten verboten. Daß aber auch in Württemberg das Eierlesen wie so mancher andere Brauch der behördlichen Genehmigungspflicht unterlag, belegt eine Notiz im Kirchenkonventsprotokoll von Ebhausen im heutigen Kreis Calw, wo 1728 mehrere Burschen *am ostermontag ohne erlaubnuß eyer gelesen*¹³ hatten. Insgesamt hat sich Ende des 18. Jahrhunderts der Brauch zu einer Volkslustbarkeit entwickelt, die ihren allgemeinen Beliebtheitsgrad erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts langsam einbüßte.

Wenn man die Beschreibungen der 64 Oberämter des Königreiches Württemberg auf das Vorkommen des Eierlesens im 19. Jahrhundert durchmustert, so kann der Brauch in gut einem Drittel der Oberämter bis um 1820 zum üblichen Brauchbestand des Ostermontags gerechnet werden. Schwerpunkte der Verbreitung liegen um die Städte Ludwigsburg und Stuttgart. Südlich von Stuttgart verläuft dann noch eine Verbreitungsachse bis Tuttlingen mit den Oberämtern Böblingen, Herrenberg, Nagold, Oberndorf, Balingen und Spaichingen. Einzelne Belege finden sich für die Oberämter Crailsheim, Schwäbisch Gmünd und Neresheim. Um die Jahrhundertmitte geht die Zahl der Belegorte noch weiter zurück, und wenn ein Oberamt dann noch mehrere Eierlesen ausweist, so ist die jährliche Brauchübung eher die Ausnahme denn die Regel. Während Kiebingen in der entsprechenden Rottenburger Oberamtsbeschreibung überhaupt nicht er-



Eierlesen am Ostermontag 1984 in Kiebingen bei Rottenburg.

Der ältere Jahrgang, mit roten Schulterbändern gekennzeichnet, steht abwartend an der Eierreihe. – Auf dem nächsten Bild schreiten Eierleser, Fänger und Läufer vor dem Wettkampf die Eierreihe ab.

Der jüngere Jahrgang nimmt, geschmückt mit einem grünen Schulterband, auf der anderen Seite der Eierreihe Aufstellung.

Auf der rechten Seite: Der Läufer Klaus Mayer auf dem Rückweg von Rottenburg mit einem Päckchen in der Hand. – Jürgen Edelmann als Eierleser und Rainer Stopper als Fänger in Aktion. – 1984 hat der Läufer gesiegt.

wähnt wird, teilt uns Anton Birlinger 1862¹⁴ die Brauchpflege des Eierlesens für das nahe Remmingsheim mit. Auch über die Brauchpraxis auf dem Heuberg – so in Königsheim und Egesheim – in Haid bei Saulgau und in Ennabeuren bei Münsingen unterrichtet uns Birlinger. Die heute in Egesheim übliche Bezeichnung «Eierschupfen» wurde damals aber noch nicht verwendet.

Spaßmacher unterhalten die Zuschauer, Ritte und Radrennen beleben das Grundmuster

Im Bild aber, das sich auch anhand von Birlingers Schriften vom Eierlesen zeichnen läßt, begegnet das Eierlesen im Schwaben des 19. Jahrhunderts als ein reich ausgestalteter Brauch der ledigen Burschen. Der Stellvertretercharakter des Wettspiels bringt es mit sich, daß gemeinschaftsfördernde Elemente ihren Platz um das Wettspiel an der Eierreihe gesucht haben. So gehörte das gemeinsame Eiersammeln aller Burschen vor dem Wettkampf, auch in Kiebingen bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts, zum festen Bestandteil des Brauches. Der Rückgang der privaten Hühnerhaltung scheint die Aufgabe dieses sowohl unter den Burschen als auch in der Bevölkerung gemeinschaftstiftenden Elements beschleunigt zu haben.

Früher bestimmte oftmals das Los die Wettkämpfer erst kurz vor dem Start. Die anderen Burschen übernahmen dann an der Eierreihe Ordnungsfunktionen, die infolge des großen Zuschauerinteresses nötig wurden. In diesem Bereich finden dann sogenannte Wächterfiguren Eingang in die Brauchgestaltung, die vorwitzige Zuschauer durch das Bestäuben mit Mehlsäckchen oder durch das Schwärzen mit Ruß in ihre Schranken weisen. Zuweilen tritt auch eine Spaßmachergestalt in Erscheinung, die mit einer Art Narrenpritsche für Ordnung sorgt. Im württembergischen Eschenau bestraft im vorigen Jahrhundert der Hanswurst alle Personen, die keine Eier gestiftet haben, indem er sie mit Eiern bewirft. Im Laufe der Zeit jedoch gerät diese Ordnungsfunktion der zusätzlichen Figuren in Vergessenheit. Das Zerstreungsbedürfnis der Zuschauer sieht in ihnen Belustigungselemente und stilisiert sie mancherorts zum eigentlich Wesentlichen des Brauches. Überhaupt birgt die Hinzunahme anderer Brauchelemente wie des Umzugs, eines anschließenden Eiermahls und Tanzes auch die Gefahr, daß der Kern des Brauches überwuchert wird, daß so das Wettspiel nur noch Mittel zum Zweck der es umrahmenden Vergnügungen wird.

Die Frage, was es mit den beiden recht unterschiedlichen Laufaufgaben auf sich habe, stellt sich den



Brauchbeobachtern nicht von ungefähr erst seit dem 19. Jahrhundert. Bis weit in unser Jahrhundert bleibt aber das Wettspiel weitgehend intakt, und die Ergebnisse der Befragungen zum Atlas der deutschen Volkskunde um 1930 erweisen sich als wahre Fundgrube praktizierter bzw. aufgegebenen Eierlesens. 1932 existierten in Württemberg noch 21, in Baden sogar 61 Belegorte für diesen Brauch. Die württembergischen Belege konzentrierten sich auf die Gegend der Schwäbischen Alb. In der Nähe von Sigmaringen trug man 1932 in Walbertsweiler das Eierlesen zu Pferd aus, während sich in Inzigkofen das Fahrrad seinen Platz beim Eierlesen erobert hatte. Bei beiden Formen handelt es sich um Varianten des Grundmusters, die aus einem gewissen Aktualisierungsbedürfnis entstanden sein dürften. Das Beispiel des Eierritts geht auf die Brauchpraxis in Haid bei Saulgau Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück, das hauptsächlich auf die Brauchpflege im Bodenseegebiet ausstrahlte. Die Anfang des 20. Jahrhunderts zu beobachtende Variante, daß die Läuferaufgabe mit dem Fahrrad zurückgelegt wird, steht in direktem Zusammenhang mit der Übernahme der Brauchpflege durch Radfahrervereine.

Mit diesen Aktualisierungen des Grundmusters durch den Einsatz von Pferden oder Fahrrädern wird eine Entwicklung eingeleitet, die die ursprüngliche Streckengleichheit beider Laufaufgaben als Vergleichsmaßstab nicht mehr berücksichtigt. Wie einige Belege zeigen, bemühte man sich zwar nach wie vor, den Wettspielcharakter durch entsprechende Radfahrstrecken aufrechtzuerhalten, aber diese Entwicklung erscheint insgesamt als ein erster Schritt dahin, das tradierte Spielverständnis undurchschaubar zu machen. Der Bezug beider Laufaufgaben mußte sich mit der Zeit verlieren, so daß z. B. 1934 beim Eierlesen im badischen Altneschwand die Tätigkeit des Eierlesers schon gar nicht mehr als Teil des Wettspiels angesehen wurde, denn die eigentliche Wettfahrt trugen zwei Rad- oder Motorradfahrer aus. Mit diesem Beispiel ist sicherlich eine extreme Entwicklung ins Blickfeld gerückt worden.

Nationalsozialistische Volkskundler: Germanisches Kampf- und Auslesespiel

Die meisten additiven Veränderungen des Wettspiels in den letzten hundert Jahren brachten Brauchveranstalter wie Forscher in Unkenntnis der Brauchgeschichte oft in die Versuchung, Orte, in denen das Eierlesen lediglich als Wettspiel mit den beiden Laufaufgaben existierte, für degeneriert zu halten. Besonders dem mythologiefreundlichen 19.

Jahrhundert, dessen Spuren in der volkskundlichen wie pseudo-wissenschaftlichen Literatur bis heute zu finden sind, schien ein simples Wettspiel als Erklärung zu banal.

Zwischen 1933 und 1945 war dagegen der Wettspielcharakter des Eierlesens der Aufhänger, um auch diesen Brauch im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie gleichzuschalten. Einige Volkskundler leisteten dabei Interpretationshilfen. 1941 erschien in der Zeitschrift «Germanien» ein Aufsatz von Erika Kohler über das Eierlesen mit dem Untertitel: *Ein Kampfspiel zur Osterzeit*¹⁵. Die Tübinger Volkskundlerin wird den Brauch 1937 in Kiebingen kaum anders beobachtet haben, als er heute abläuft, dennoch stilisierte sie ihn zum *alten volkseigenen Auslesespiel*¹⁶. Den Ostertermin bringt sie nicht mit den Eiern als typischen Brauchrequisiten dieser Jahreszeit in Verbindung, sondern mit dem Frühling, der *Jahreszeit, in der das artechte Brauchtum geradezu vom Grundgedanken des Kampfes gegen den zu besiegenden Winter beherrscht wird*¹⁷. Das Bemühen, das Eierlesen in das nationalsozialistische Denkmodell einzupassen, begegnet auch in einer Äußerung des Heidelberger Professors Eugen Fehrle von 1941: *Dieser Brauch zeigt die germanische Haltung, die auch sonst vielfach im Brauchtum und Spiel in Erscheinung tritt, die Forderung der Leistung*.¹⁸ Daß der Leistungsgedanke sicherlich keine Größe ist, die die Germanen für sich reklamieren dürfen, bedarf wohl keines weiteren Kommentars. Gerade im Gegensatz zu der im Umfeld des nationalsozialistischen Gedankenguts propagierten Interpretation des Eierlesens liegt dem Brauch der Auslesegedanke völlig fern. In der Brauchgeschichte endet das Wettspiel eben nicht mit dem triumphalen Sieg des Stärkeren über den Schwächeren, sondern die Gemeinschaftshandlung steht sofort nach dem Vollzug des Wettstreits wieder im Vordergrund.

Überall dort aber, wo im Laufe der fast vierhundertjährigen Geschichte das Eierlesen ein intaktes Grundmuster des Wettspiels begegnet, haben aufmerksame Beobachter die mathematische Beziehung beider Laufstrecken zueinander erkannt. Dazu ein Beispiel: Nach der Länge der Eiersammelstrecke befragt, rechnete 1984 im unterfränkischen Remlingen einer der Eierlaufburschen diese schnell und präzise mit Hilfe der Summenformel aus. Die Anwendung dieser Formel begründete er mit allgemeinen mathematischen Kenntnissen. Die von dem Eierlaufburschen vollzogene Abstraktion verdeutlicht, daß die mathematische Komponente der Eierreihe auch in der Gegenwart noch präsent ist. Wenn sicherlich auch in Remlingen kaum jemand die Eierreihe des Wettspiels zuvor unter dem Aspekt der



Eierlesen der Tuchmacher in Breslau; undatierter Kupferstich, veröffentlicht 1733.

arithmetischen Reihe betrachtet haben dürfte; gerade die Tatsache, daß selbst heute bei weitaus besserer Allgemeinbildung selten jemand die Eierreihe als arithmetische Reihe erkennt und man meist die beiden unterschiedlichen Laufaufgaben nicht zueinander in Beziehung zu setzen versteht, scheint einen sprechenden Beweis dafür zu liefern, daß die Anregung des als Brauch durchgeführten Wett-

spiels aus dem Kontext der Rechenbücher als wahrscheinlich anzusehen ist.

Auf dem Hintergrund der beschriebenen mathematischen Zusammenhänge kann also jeder Brauchtermin des Eierlesens zu einer anschaulichen Rechenstunde werden, wobei sich vielleicht das Bewußtsein, nicht aber der Spaß an der Brauchübung ändern dürfte.

Anmerkungen

- 1 Strobl, Andreas: *Ovum Paschale novum oder Neugefärbte Oster-Ayr*. Bd. 1, Salzburg 1694, S. 14.
- 2 *Wirttembergischer Hofcalender für das Jahr 1790*. Stuttgart: Akademie Druckerei 1790, S. 90.
- 3 Ebd., Tafel 4, Beschreibung S. 89–91.
- 4 So der Kommentator des Artikels «Ein alter Ostermontagsbrauch. Das Eierlesen in Kiebingen». In: *Rottenburger Nachrichten, Nationalsozialistische Tageszeitung für den Bezirk Rottenburg*, 2. Jg., Nr. 74, vom 31. 3./1. 4. 1934.
- 5 Zum Gesamtzusammenhang verweise ich auf meine 1986 von der Universität Freiburg als Dissertation angenommene Brauchmonographie über das Eierlesen: *Das Summenformelspiel. Zur Stellung eines Wettspiels zwischen Osterbrauch und Rechenbuchillustration*. (= *Kulturgeschichtliche Forschungen*, Bd. 8). München 1987, hier bes. S. 74–101.
- 6 Cardanus, Hieronimus: *Practica Arithmetica et Mensurandi singularis*. Mailand 1539. Als Beispiel 55 im Kapitel 66 *De questionibus arithmetiis*.
- 7 Schreckenberger, Johann: *Ein New Rechenbuechlin*. Straßburg 1585. Unpaginiert, vgl. Kapitel «Progression».

- 8 Riese, Adam: *Rechenbuch/ Auff den Linien und Ziphren/ (. . .)*. Frankfurt 1551, fol. 13v.
- 9 Jacob, Simon von Coburg: *Rechenbuoch auff den Linien und mit Ziffern/ (. . .)*. Frankfurt am Meyn 1557, fol 24r.
- 10 Wurstisen, Christian: *Elementa Arithmeticae Logis Legibus deducta. In usum Academiae Basil.* Basel 1579, S. 83/84.
- 11 Henisch, Georg: *Arithmetica perfecta et demonstrata*. Augsburg 1609. S. 398/399.
- 12 Schwenter, Daniel: *Deliciae Physico-Mathematicae oder Mathematicat: und Philosophische Erquickstunden*. 1. Theil. Nürnberg 1636. S. 99.
- 13 Schmidt-Ebhausen, Friedrich Heinz: *Kirchenkonventsprotokolle als volkscundliche Quelle*. In: *ders. Forschungen zur Volkskunde im Südwesten*. Stuttgart 1963. S. 35–50 hier: S. 42.
- 14 Birlinger, Anton: *Volkstümliches aus Schwaben*. Bd. 2: *Sitten und Gebräuche*. Freiburg 1862. S. 85–90.
- 15 Kohler, Erika: *Eierlesen, ein Kampfspiel zur Osterzeit*. In: *Germanien*, N. F. 3, 1941, H. 4, S. 127–132.
- 16 Ebd., S. 128.
- 17 Ebd., S. 128.
- 18 Fehrle, Eugen: *Ostereierlesen*. In: *Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde*, 14, 1941, S. 26.

Museen des Landes:

5. Das Stadtmuseum Schramberg

Raimund Waibel

Die Rechenaufgabe ist einfach: Eine kleine schwäbische Stadt mit 18 000 Einwohnern besitzt ein Museum, von dessen jährlich 22 000 Besuchern 80 Prozent Einheimische sind. Wie oft im Jahr geht jeder Einwohner dieser Stadt ins Museum? Gute Kopfrechner wissen es in Sekundenschnelle: Statistisch gesehen besucht jeder Einwohner einmal im Jahr das Museum.

Das Rechenexempel ist natürlich völlig aus der Luft gegriffen, denn Museen sind meist schlecht besucht, führen ein Dasein im Dunkeln der Geschichte und werden gerade von Einheimischen weitgehend ignoriert. Ein solches Museum, eine solche Stadt kann es nicht geben!

Kann es sie wirklich nicht geben? Nun, diese Stadt heißt Schramberg. Das dortige Stadtmuseum widerlegt gängige Vorurteile. Dazu bedurfte es freilich einer besonderen inhaltlichen und gestalterischen Konzeption, die das Museum zu einem kulturellen Mittelpunkt der Stadt machte. Doch das ist eine längere Geschichte.

Schramberg liegt, wie jedermann weiß, im Schwarzwald, der zu den kargen Landschaften gehört. Die Oberamtsbeschreibung aus dem Jahr 1876 weiß zwar zu berichten, Schramberg sei ein *sehr ansehnlicher Ort, der besonders durch seine Ausdehnung als durch seine großartigen und schönen Gebäude ein durchaus städtisches Gepräge hat*. Doch dieses Bild ist geschönt, entsprach zumindest damals nur der halben Wahrheit. Wer in Schramberg und in den umliegenden Dörfern von dem zu leben hatte, was der Schwarzwaldboden abwarf, darbtete nicht selten in bitterer Armut. Viele Familien hätten ohne die Möglichkeit, ein Zubrot zu verdienen, kaum überleben können. Die Fertigung von Schwarzwalduhren und der Vertrieb durch Hausierer ist aus dieser Not geboren. Erst im Laufe der Industrialisierung wird sich die Lage langsam bessern. Mit zwei Produktionszweigen hielt im 19. Jahrhundert die moderne Zeit in Schramberg Einzug: Mit der Keramikfabrikation und der Uhrenindustrie, die heute noch den Ort prägen.

Wenig unterschied das Dorf einst von den umliegenden Gemeinden. Zwar hatte Schramberg im 16. Jahrhundert das Marktrecht erhalten, wodurch der Ort eine gewisse Mittelpunktfunktion für die Bauern und kleinen Handwerker der Gegend einnahm. Vielleicht ist die Talaue der Schiltach bei Schramberg auch etwas breiter als andere Schwarzwaldtäler und hat sich damit für eine Industrieansiedlung

empfohlen. Rohstoffvorkommen – nämlich für die Fabrikation von Steingut geeignete Tonerden – werden für Isidor Faist den Ausschlag gegeben haben, als dieser 1820 mit der ersten Steingutfabrik des Königreiches Württemberg den Initialfunken für die Industrialisierung in Schramberg gab. Der Holzreichtum der Gegend, die im Überfluß vorhandene Wasserkraft, aber ganz besonders die billige Arbeitskraft der verarmten Bevölkerung, deren Güter infolge der Real-Erbteilung immer kleiner und unrentabler wurden, dies alles förderte und unterstützte Faists Initiative.

Bürger in den Aufbau
des Stadtmuseums einbezogen

Als 1979 mit dem Aufbau des Stadtmuseums Schramberg begonnen wurde, da konnte man auf keine lange Sammeltradition zurückblicken. Den überwiegenden Teil der Exponate stellte die Schramberger Bevölkerung in Form von Sachspenden zur Verfügung. Bürger also «bestückten» das Museum! Bürger, die auch in anderer Form vielfach in die Museumsarbeit einbezogen werden. Durch «Tage der offenen Tür», durch Arbeitskreise und durch Beteiligung an der Planung und Durchführung von Sonderausstellungen, bei der Pflege der Ausstellungsstücke, ja sogar durch Führungen durch die Magazinbestände wurde die Museumsar-

Das Stadtmuseum Schramberg ist im Schloß der Grafen von Bissingen untergebracht. Die Aufnahme, um 1900 gemacht, zeigt noch den Park, der mittlerweile dem Straßenbau zum Opfer gefallen ist.



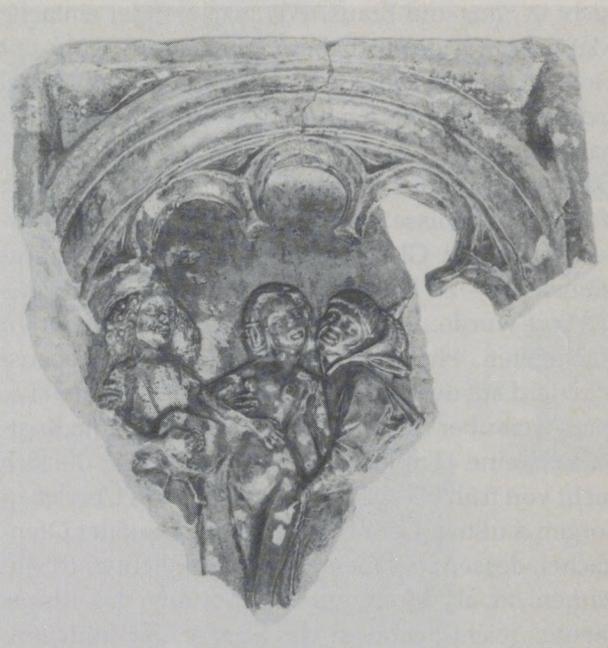
beit offener, im eigentlichen Sinne öffentlich. Ohne die Unterstützung vieler ehemaliger Uhrmacher der einst in Schramberg ansässigen Uhrenfabriken wäre der Aufbau der Uhrenabteilung oder das Restaurieren der großen Kunstuhr gar nicht möglich gewesen. Doch wir greifen vor; davon soll später die Rede sein.

Das erklärte Ziel des Schramberger Museums besteht, wie Museumsleiterin Gisela Lixfeld erläutert, weniger darin, mehr oder weniger angestaubte Gegenstände in einem «Raritätenkabinett der schönen Künste» einem gebildeten Publikum zu zeigen, sondern der Besucher soll eingeführt werden in die «Geschichte des eigenen Alltags». Mit anderen Worten, das Museum will dem Aufspüren der eigenen Geschichte und dem Verstehen der Gegenwart dienen. Hauptsächlich anhand von Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs, die der Besucher vielleicht in seiner Jugend noch gesehen oder benutzt hat und sogar noch heute verwendet, anhand von Produkten der Schramberger Industrie und anhand von Maschinen, mit denen sie hergestellt wurden, letztlich aber auch durch schriftliche Dokumente wie Verträge oder Arbeitsordnungen werden die in der Vergangenheit gründenden Wurzeln der Gegenwart sichtbar.

Wie lebten die Burgherren, wie die einfachen Leute in den Burgweilern?

Die Konzeption des Schramberger Museums bedingt den im 19. Jahrhundert liegenden Schwerpunkt der Ausstellung. Mit diesem Jahrhundert verbindet uns ungleich mehr als beispielsweise mit der Epoche des spätmittelalterlichen Burgenbaus, der einzigen «älteren» Abteilung des Museums. Der Titel dieser Abteilung im Erdgeschoß des Schlosses der Grafen von Bissingen, das heute das Stadtmuseum beherbergt, ist jedoch irreführend. Fragen des Burgenbaus und der Baugeschichte sind nur von marginaler Bedeutung. Da das Interesse der ambitionierten Gestalter des Museums an erster Stelle der Sozialgeschichte gilt, fragt auch diese Abteilung nach dem Alltagsleben. Wie lebten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit die da oben, nämlich die Bewohner der um Schramberg gelegenen Burgen Altfalkenstein, Ramstein, Schilteck und Hohenschramberg? Und jene dort unten, nämlich der einfache Mann in den Burgweilern?

In Schramberg erhält der Besucher eine Antwort auf diese Fragen durch Einblicke in die komplizierte Lebenswelt des 15. und 16. Jahrhunderts. Das Leben der Menschen war bestimmt von so alltäglichen Dingen wie der Sorge um das tägliche Brot oder um



Oben: Eine Ofenkachel von der Burg Hohenschramberg, ein Mönch umarmt eine nackte Frau.

Unten: Jugendstilteiler aus der Produktion Villeroy & Boch in Schramberg, um 1900.

die Gesundheit. Diese Lebensbereiche lassen sich gut darstellen anhand von Funden auf der Burg Hohenschramberg, die man eindrucksvoll zu einem gedeckten Tisch arrangiert hat, wie er im 16. Jahrhundert auf einer Burg einmal tatsächlich gestanden haben mag. Die schlichten Formen des aus grobem Ton hergestellten Geschirrs rücken ein gängiges Vorurteil zurecht: Auch auf der Burg, zumindest auf der Burg der Ritter und des kleinen Adels, lebte man



nicht in Saus und Braus. Wie mag erst der einfache Mann im Tal gelebt haben? Nun, er aß wohl mit Holzlöffeln von rohen Holztellern, wie man sie bei manchen Ausgrabungen in Abortgruben gefunden hat.

Das mittelalterliche Handwerk ist repräsentiert durch Erzeugnisse heimischer Hafner und Glasbläser: Reste von Glasflaschen, in denen Sauerbrunnenwasser – zu Heilzwecken! – auf die Burg transportiert wurde, und Teile von kunstvoll verzierten Kachelöfen. Hier wird deutlich, daß der Lebensstandard auf der Burg trotz des relativ einfachen Lebens weit über dem im Tal lag. Glas war eine Kostbarkeit, eine «Trinkkur» das Privileg jener, die sich nicht von früh bis spät um ihr materielles Überleben sorgen mußten. Der neckische Mönch auf der Ofenkachel, dessen profanes, gar nicht mönchisches Ansinnen oft als Motiv zur Verspottung des Klerus diente, reicht schon in die Sphäre der künstlerischen Zeitkritik. Ein Motiv, das die «Herren» und das «Volk» gleichermaßen amüsierte.

Texttafeln verdeutlichen Leibeigenschaft

Meist spiegelte sich in früheren Zeiten das Leben des einfachen Mannes in Erzeugnissen für die Oberschicht. Jener aß vom Holzteller, die Herrschaft trank aus dem Glas. Der Arme saß am rauchigen Herdfeuer, die Herren auf der Burg vor dem Kachelofen. Dafür gab es in den Dörfern und Städten selten ein so abruptes Ende der Siedlung, wie dies bei Burgen und Festungen der Fall war: 1633 zündete der württembergische Hauptmann Konrad Wiederhold die Burg Hohenschramberg an. Nachdem sie notdürftig repariert war, wurde sie im Pfälzer Erbfolgekrieg 1689 von den Franzosen geplündert und bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Die Tragödien, die sich dabei in den ungeschützten Dörfern im Umkreis von Schramberg abspielten, sind leicht vorstellbar.

Schwieriger gestaltet sich die Darstellung der nichtgegenständlichen Lebenswelt. Viel «Flachware», alte Schriftstücke meist – im Original oder als Kopie –, informieren beispielsweise über die mittelalterliche Gerichtsbarkeit oder über das Lehnswesen und die Leibeigenschaft. Unwillkürlich wird die Ausstellung im Schramberger Stadtmuseum hier zur didaktischen Lehrschau, die dem Besucher viel Konzentration und Geduld abverlangt. Neben den eindrucksvollen und gut arrangierten Ausstellungsstücken informieren ausführliche Texttafeln. Die schriftliche Information gerät in den Vordergrund, die Ausstellung wird zum lehrreichen, aber anstrengenden Unterricht.



In der obigen Aufnahme aus den früher 20er Jahren ist eine Schramberger Strohflechterin abgebildet.

Unten: Vasen, sogenannte Pendants, von Villeroy & Boch, um 1890.



Herstellung von Steingut seit 1820 – Reglementierung der Arbeiterschaft

Doch zurück zum 19. Jahrhundert, zu Isidor Faist und der ersten Industrieansiedlung, in deren Folge sich der Alltag vieler Schramberger grundlegend verändern sollte. Faist richtete 1820 in dem damals unbewohnten Bissingschen Schloß die erste Steingut-Fabrikationsstätte Württembergs ein und begründete damit eine bis in die Gegenwart reichende Tradition der Keramikherstellung in Schramberg. Die Vielfalt der seit nunmehr fast 170 Jahren produzierten Tonwaren ist im Museum reich dokumentiert. Welch ein Wandel der Formen und des Geschmacks! Von dem teuren klassizistischen Geschirr für die Oberschicht führt ein weiter Weg zu den schwungvoll-bewegten Wellenlinien und Bändern des pastell- und türkisfarben-freudigen Jugendstils, zu der nüchtern-sachlichen Kriegsware und zum kitschigen «Rembrandt-Dekor» des frühen 20. Jahrhunderts: Idyllische Schwarzwaldmotive als Souvenirs im Stil des großen Niederländers. Die grellfarbigen, auch in der Form verfremdeten Artikel der 50er Jahre, einfühlsam auf einem nun schon wieder «klassischen» Nierentischchen vereint, wirken heute schon fast als Relikte einer angeblich «guten alten Zeit».

Jeweils parallel zu den Ausstellungsstücken ist der Herstellungsprozeß dokumentiert, sind Maschinen und diverse Techniken der Bemalung und Verzierung erklärt. Die glückliche Mischung von Form und Information läßt nur eines vermissen: Der flüchtige, aber stilgeschichtlich interessierte Betrachter sucht in den Vitrinen vergeblich nach Angaben, wann das ausgestellte Geschirr produziert worden ist. Oft würde man beispielsweise gerne wissen, ob der «klassizistische» Teller im Vormärz oder erst «antikisierend» in den Gründerjahren entstanden ist.

Ausgehend von der Produktion und den Produkten gelangt die Schramberger Ausstellung zu den Menschen, dem Produzenten. Ohne Zweifel hat die Industrialisierung die alten Lebenszusammenhänge zunächst gestört, dann zerstört. Anstelle der Produktion im Familienverband trat die entfremdete Arbeit in der Fabrik. Fotos zeugen von dem neuen Sozialgefüge: Der Mensch an der Maschine, Gruppenbilder der Belegschaft, Bilder aus dem Vereinsleben. Der Arbeiter mußte sein Leben einer bis dahin nicht gekannten, nämlich einer von außen einwirkenden Reglementierung unterwerfen. Nun zwingt ihn nicht nur die Not und der Hunger zur Arbeit, sondern auch der Fabrikherr und die Arbeitsordnung: *Was die Arbeiter-Ordnung anbetrifft, so ist diese*



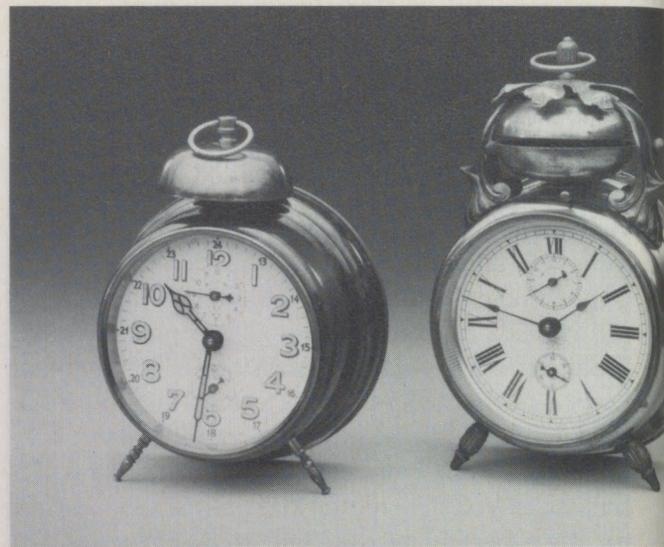
Blick in die Abteilung Industrieuhren des Stadtmuseums Schramberg mit einem Schraubautomaten.

Unten: Arbeiterinnen am Fließband bei der Herstellung von Weckern, in den 30er Jahren fotografiert.



etwas schroffer Natur und kann sozusagen nur der Arbeitgeber Gebrauch davon machen. Die Ordnungsstrafen belaufen sich von 25 Pfennig bis zu 2 Mark. Zuspätkommen am Montag wird mit 1 Mark bestraft, an den übrigen Wochentagen mit 25 Pfennig; für verdorbene Arbeit muß der Arbeiter Schadenersatz leisten bis zu einem Sechstel seines Verdienstes, und wenn die Rechnung sich etwas höher beläuft, so wird es auch abgezogen, obwohl es nach der Arbeits-Ordnung nicht stattfinden soll.

Die Strapazen des zwölf- bis vierzehnstündigen Arbeitstages bei kleinem Verdienst wurden häufig genug erhöht durch einen Anmarsch von zwölf bis sechzehn Kilometern zur Fabrik. Bei einem Abmarsch tief in der Nacht und einer Rückkehr gegen zehn Uhr abends bleiben nur noch wenige Stunden zum Schlafen; und «zum Leben» blieb gar keine Zeit. Auch Kinderarbeit war gang und gäbe: Noch 1871 im Sommer dreizehn Stunden, im Winter nur zwölf Stunden. In der Schule – denn die kam noch hinzu! – seien die Kinder müde und schlaff, berichtete damals das Königliche Oberamt.



Oben: Baby-Wecker; der rechte ist um 1900 bei Junghans fabriziert worden.

Unten links: Ein Wecker mit dem Werk 10 und einem Feuerwehrmann als Weckglocke, um 1900.

Rechts: Kunststuh, gebaut 1898 bis 1900, als Werbeobjekt der Firma Junghans auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 gezeigt. Heute ein Prunkstück im Schramberger Stadtmuseum.

Ging es den Arbeitern im 19. Jahrhundert nun soviel besser als den selbständigen Uhrmachern oder Zifferblattmalern? Ein Zeitgenosse berichtet um 1840: *Das Aussehen eines großen Teils der Bevölkerung ist auffallend kränklich; (. . .) besonders die Männer sind meist lang und schmal, etwas gekrümmt mit unsicherem Gang, blaß mit tiefen Augen, und nur zu oft hektisch. Die Schwindsucht scheint zum Teil durch das Gewerbe bedingt zu sein; besonders trifft sie Uhrmacher und Schildermaler. (. . .)*

Auf jeden Fall kann die allgemeine Kränklichkeit bei einem Arbeiter nicht Wunder nehmen, der das ganze Jahr ohne besondere Bewegung in heißer, stickender Stubenluft zubringt, Farben und Feilstaub einatmet, stets vorwärts gekrümmt oder sitzend arbeitet, und in fortwährender Transpiration bleibt. (. . .)

Der Schildermaler arbeitet Jahr aus Jahr ein in einer mit Terpentin-dünsten geschwängerten Atmosphäre. Am schädlichsten wirkt das Arbeiten mit Bleiweiß auf den körperlichen Zustand; Bleikolik und Auszehrung findet man häufig im Gefolge dieser Beschäftigung.

Nahm die einsetzende Industrialisierung der Heimindustrie immer mehr Aufträge weg, so hatte der Arbeiter in der Fabrik wenigstens Arbeit und ein regelmäßiges Einkommen, – bis 1882 die Firma Faist und Uechteritz in der Gründerkrise Konkurs machte und dreihundert Arbeiter über Nacht brotlos wurden. Später ersteigerte Villeroy & Boch das Werk und setzte die Tradition der Keramikherstellung in Schramberg fort.



1861: Erhard Junghans steckt sein Geld aus der Strohflechterei in die Uhrenfabrikation

Nicht nur die einsetzende Industrialisierung, in der man sicher weniger ein philanthropisches Engagement der Firmengründer als vielmehr handfeste Profitinteressen sehen muß, gab der verarmten Bevölkerung Arbeit und Brot, sondern auch Maßnahmen der staatlichen Armenfürsorge. Das Schramberger Stadtmuseum unternimmt den höchst interessanten Versuch, die Entwicklung der anfangs in Flechtschulen und Armenbeschäftigungs-Anstalten staatlich geförderten Strohflechterei bis hin zum erfolgreichen Wirtschaftsunternehmen der Herren Joh. Peregrin Haas und Erhard Junghans mit bis zu zweihundertfünfzig Fabrikarbeitern und dreitausend Heimarbeitern darzustellen. Flinke Finger produzierten von 1834 bis etwa 1930 kunstfertig Hüte, Taschen und Schuhe aus Stroh, von denen sich eindrucksvolle Beispiele in den Kellern und Speichern der Schramberger Bürger gefunden haben. Die Strohflechterei wurde meist in Heimarbeit durchgeführt. Sie verlangte weniger physische Kraft als Schnelligkeit und hohe Konzentration; sie war hauptsächlich Frauenarbeit und damit ganz besonders schlecht entlohnt. Auch hier waren Kinder alenthalben in den Produktionsprozeß eingespant. Die Strohflechterinnen und der von ihnen erarbeitete Profit standen in gewissem Sinne auch am Anfang jenes Unternehmens, mit dem die kapitalistische Produktionsweise, also Mechanisierung, Arbeitsteilung und Akkordarbeit, endgültig in Schramberg Einzug halten sollten.

1861 konnte Erhard Junghans mit Kapital, das aus seiner Beteiligung an der Strohmanufaktur Haas stammte, zusammen mit seinem aus Amerika heimkehrenden Bruder die Uhrenfabrikation nach amerikanischem System, d. h. maschinelle Endfertigung der Präzisionsteile, aufnehmen. Bald wurden Wecker und Großuhren in Serienfertigung hergestellt; darunter das berühmte Weckerwerk Nr. 10, das mehr als fünfzig Jahre fast unverändert in hohen Stückzahlen produziert wurde. In der billigen Massenware mit dem runden Gehäuse und mit der aufgesetzten Glocke – es können auch zwei Glocken sein – meinen wir heute noch, die Urform aller Wecker zu erkennen. Die Uhrenabteilung im Schramberger Stadtmuseum, die man auch «Junghans-Abteilung» nennen könnte, denn der Kern der Ausstellung ist das ehemalige Junghans-Firmenmuseum, zeigt eine enorme Anzahl Uhren aller Art, darunter vor allem Wecker. Welcher Besucher verspürte da nicht unwillkürlich den Wunsch, einmal die kleinen schlichten Wunderwerke, die Millionen morgens

quälen, zu beherrschen, indem er die «Symphonie der Wecker» spielt und sie alle im Abstand von einer halben Sekunde hintereinander zum Rasseln bringt?

Als Gegenstück zu den kleinen Weckern erscheint die bombastische Kunstuhr, mit der die Firma Junghans im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung vertreten war. In ihr manifestieren sich Widersprüche des Kaiserreichs, aber auch das Geltungsbedürfnis und Selbstverständnis des Fabrikherrn. Das Bildprogramm der im Aufbau an einen gotischen Schnitzaltar erinnernden Uhr spricht deutlich aus, was die Industrie und damit auch der Industrielle Junghans vorgaben zu sein: Heilsbringer nämlich. Der Leidensweg Christi ist ikonographisch gleichgesetzt mit allegorischen Darstellungen der Elektrizität, des Telegraphen und des Telefons. Mit der neugotischen Form verwies der bürgerliche Aufsteiger Junghans auf das Mittelalter, auf eine vom Adel geprägte Lebenswelt. Indem Junghans sich den alten Formen anpaßte, meldete er seinen Anspruch auf Gleichberechtigung an. Im Bildprogramm der Uhr spiegeln sich Widersprüche, an denen das Kaiserreich zugrundegehen sollte. Ein Kuriosum des Historismus bleibt diese Kunstuhr allemal.

Mit der Ausbildung der modernen Produktionsweise sollte aber auch eine andere Schicht ihren Anspruch auf Partizipation anmelden: die Arbeiterschaft. Vereine und Gewerkschaften wurden gegründet, Arbeiter begannen, sich separat zu organisieren, eine Arbeiterkultur entstand. Sie ist im Schramberger Museum hauptsächlich durch «Flachware» repräsentiert: Fotos, Zeitungsartikel, Streikaufrufe für die großen Streiks 1906/07 und Protokollbücher der Arbeitervereine. Schrifttafeln informieren auch über die Kehrseite der Industrialisierung: Immer noch müssen auch Kinder mitarbeiten, nun vor allem unkontrolliert als Helfer der Heimarbeiter. Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit, andererseits aber auch soziale Einrichtungen der Uhrenfabriken wie Betriebskrankenkassen oder ein Schwimmbad waren beherrschende Themen der Jahrhundertwende.

Besucher honorieren Akzent
auf der Sozial- und Alltagsgeschichte

So endet der Streifzug durch die Schramberger Geschichte, wo er begonnen hat: bei der Sozial- und Alltagsgeschichte. Das 19. Jahrhundert verstand Museen meist als historische Inseln, in denen sich der Besucher ehrfurchtsvoll in den Kostbarkeiten aus der Lebenswelt jener widerspiegeln durfte, die ihn beherrschten. Der Erfolg des Schramberger



Ein Dokument der Arbeiterkultur: Selbstbewußt präsentieren sich die Mitglieder des Arbeiter-Gesangvereins Sängerkunst Schramberg, gegründet 1909.

Stadtmuseums liegt in seiner modernen Konzeption begründet. Eine Konzeption, die Geschichte nicht als von oben Gegebenes, sondern von den Vorfahren, aber auch von Zeitgenossen selbst Erlebtes und Gestaltetes vermittelt. Die Besucherzahlen des Museums beweisen, daß die Schramberger eine so «demokratisierte Geschichte» sich gerne zu eigen machen.

*Stadtmuseum Schramberg im Schloß,
7230 Schramberg, Telefon (0 74 22) 2 92 68
Geöffnet: Samstag und Sonntag 10–12 Uhr und 14–17
Uhr; montags geschlossen. Vom 1. Mai bis 15. September
ist das Museum zu besichtigen von Dienstag bis Freitag
10–12 Uhr und 14–18 Uhr. Im Winterhalbjahr nur an
den Nachmittagen.
Doch immer ist der Eintritt frei.*

KARL KEMPF: **Die Chronik des Christoph Lutz von Lutzenhartt aus Rottenburg am Neckar. Forschungen zu Werk und Lebensgeschichte eines schwäbischen Chronisten am Ausgang des humanistischen Zeitalters und Edition des Textes.** Wilfried Melchior Verlag Vaihingen/Enz 1986. 1018 Seiten, davon Seite 389 bis 900 auf Mikrofiches. Pappband DM 68,-

Diese bei Professor Decker-Hauff entstandene Dissertation gliedert sich in zwei etwa gleich umfangreiche Teile: Edition und Kommentar der 1608/09 geschriebenen Städtetechnik. Die Edition – wegen des Gesamtumfangs auf neun Mikrofiches beigegeben und deshalb nur mit einem Spezialgerät lesbar – umfaßt den gesamten Text mit allen späteren Zusätzen. Allerdings mit einer Einschränkung: Von den ursprünglich fünf Handschriftenbänden sind nur noch vier erhalten, Band II ist seit langem, seit dem 18. Jahrhundert, verschollen. Die verbliebenen vier, 663 beschriebene Seiten umfassenden Papierhandschriften lagern heute in der Landesbibliothek Stuttgart. Bedeutung kommt der Chronik für die lokale Geschichtsforschung vor allem dadurch zu, daß ihr Verfasser viele Quellen benutzt hat – Urkunden, Seelbücher, chronikalische Überlieferungen –, die inzwischen verlorengegangen sind.

Band I enthält neben einer an Herrschertaten orientierten Darstellung der Geschichte des deutschen Reiches von Karl dem Großen bis Rudolf von Habsburg auch eine *Beschreibung und Geschichte der Herrschaft Hohenberg*. Band III beschäftigt sich ausführlich mit der Stadt Rottenburg. Behandelt werden unter anderem die Gründungsgeschichte der Stadt, die Geschichte der Klöster, das Chorherrenstift St. Moriz, die Landschaft, die Wirtschaft, die *bemerkenswerten Baulichkeiten*, die Verwaltung, das Aussehen der Stadt. Zudem enthält der Band eine Beschreibung von Grabsteinen, Epitaphien und der römischen Denkmäler sowie eine Namensliste von Geistlichen. Die Bände IV und V übermitteln Nachrichten und Informationen zu adeligen und bürgerlichen, herrschaftlichen und städtischen Amtsträgern und deren Familien und bilden zudem deren Wappen – mehrere hundert – ab.

Im zweiten Teil der Dissertation kommentiert Karl Kempf die Chronik. Er beschreibt ihre Quellen und Vorlagen, ihre Überlieferungsgeschichte, ihren Aufbau und Inhalt, zudem geht er der Lebensgeschichte, dem zeitgenössischen und familiären Umfeld des Chronisten nach und deckt dabei auch die Motive tendenziöser Darstellung auf. Schließlich ordnet er die Chronik in die chronikalische Überlieferung der Zeit ein und untersucht ihren Quellenwert.

Vor allem die Beschäftigung mit dem Chronisten und dessen Familie bringt viel Neues zutage, zum Beispiel über den Rottenburger Hexenwahn um 1600 oder über die Beziehungen und den Alltag Tübinger und Rottenburger Familien. Doch sind diese neuen Erkenntnisse nicht nur auf Lokales begrenzt, sondern reichen auch darüber hinaus. So kann der Verfasser etwa aufzeigen, wie durch die Reformation die gesellschaftliche Homogenität in Württemberg, das Beziehungsgeflecht einflußreicher Familien zerbricht und eine neue «Ehrbarkeit» entsteht.

Die Edition der Chronik und der Kommentar sind insge-

Landesgeschichte

VOLKER TRUGENBERGER: **Zwischen Schloß und Vorstadt. Sozialgeschichte der Stadt Leonberg im 16. Jahrhundert.** Wilfried Melchior Verlag Vaihingen/Enz 1984. 319 Seiten mit 24 Übersichten, 21 Tabellen, 8 Abbildungen, 5 Karten und 5 Mikrofiches. Kartonierte DM 29,80

Auch wenn der Humanist Johannes Tethinger schon 1534 der Stadt Leonberg einem *auf einem anmutigen Hügel liegenden Städtchen mit schönen Gebäuden* bescheinigt, daß sie nicht nur durch *viele Häuser bedeutend* sei, sondern vor allem durch ihre *rechtschaffenen Bürger* und ihren *weisen Magistrat*, so wird dies in der vorliegenden Arbeit, einer Tübinger Dissertation, erstmals wissenschaftlich untersucht. Volker Trugenberger setzt den Akzent freilich anders, weniger moralisch. Begünstigt durch eine nahezu lückenlose Überlieferung – in Synopse aller erreichbarer städtischer, staatlicher und kirchlicher Quellen –, erstellte der Verfasser zunächst eine Prosopographie aller zwischen 1560 und 1580 lebenden Bürger Leonbergs. Dabei verzeichnet er 387 Haushaltsvorstände bzw. Haushalte und alle über diese vorliegenden Informationen: persönliche Daten, wirtschaftliche Lage, Sozialstatus, Beruf, Ämter etc. Dieses Verzeichnis ist dem Band in Mikrofiches beigegeben.

Den dabei erfaßten Personenkreis diskutiert der Verfasser unter verschiedenen Gesichtspunkten: Wie sind die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Erwerbsmöglichkeiten, die Vermögen? Welche Familien besetzen die städtischen Ämter und Dienste, gehören dem Gericht oder Rat an? Lassen sich bei der Kleiderordnung, bei Anreden und Titulaturen Unterschiede feststellen? Gibt es Heiratskreise und Patenschaftszirkel, und wer gehört wem an? Wer verfügt über welche Statussymbole, zeigt was für ein Selbstbewußtsein?

Interessant wird die Untersuchung vor allem dadurch, daß sie – zwar auf Leonberg begrenzt, doch beispielhaft – auch für andere mittelgroße Landstädte Südwestdeutschlands gelten kann; daß hier nun erstmals die gesamte Bevölkerung einer frühneuzeitlichen Stadt geschlossen und lückenlos vom Sauhirten und Roßknecht bis zum reichen Bürgermeister mit kaiserlichem Adelsbrief, deren Herkunft und Konnubium, deren Aufstieg und Abstieg dargestellt wird; daß darin auch scheinbar «unbedeutende» Leute und deren *Versuche, wenigstens an der untersten Stelle der städtischen Hierarchie Fuß zu fassen*, dokumentiert wird. Trugenberger hat, wie Hansmartin Decker-Hauff in seinem Begleitwort betont, kein *spannungserzeugendes Lesebuch* vorgelegt, aber sehr viel *aufschlußreiches, umsichtig ausgearbeitetes Material*, das Hinweise nicht nur auf die nahe Umgebung Leonbergs, sondern auch auf einen weiten Umkreis bietet.

Wilfried Setzler

samt für alle an Genealogie, Personen- und Familiengeschichte, an Heraldik, Kirchen-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte Interessierten eine reichhaltige Fundgrube. Bemerkenswert ist auch die Überlieferung der – heute zum größten Teil verschollenen – römischen Funde, die nicht nur beschrieben, sondern auch abgebildet werden.

Wilfried Setzler

PAUL SAUER: Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern. Südwestdeutschland in der Rheinbundzeit. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1987. 332 Seiten mit 24 Seiten Abbildungen. Leinen DM 69,-

Die Französische Revolution war 1789 unter den Idealen *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* angetreten, das marode Ancien Régime abzulösen. In wenigen Jahren hatten die bürgerlichen Revolutionäre mit Hilfe der unterbürgerlichen Sansculotten Frankreich radikal verändert. Adel und Klerus, aber auch das französische Bürgertum hatten dies mit einem hohen Blutzoll bezahlen müssen. Es gehört zu den Paradoxa der Geschichte, daß gerade ein Mann, der von dieser Revolution an die Spitze Frankreichs gespült wurde, in Deutschland den Bayern und Sachsen, den Hannoveranern und den Württembergern einen König, den Badenern immerhin noch einen Großherzog schenkte. Aber nicht deshalb gehören die wenigen Jahre, die der deutsche Südwesten im Vasallenverhältnis zu Frankreich verbrachte, zu den bedeutendsten Epochen seiner Geschichte. Baden und Württemberg wurden erst in jenen Jahren zu modernen staatlichen Gebilden – territorial, wirtschaftlich und administrativ. Wie wenige Epochen hätte eigentlich gerade dieser Zeitabschnitt die Landeshistoriker zu einer Gesamtdarstellung anregen können, aber erst Paul Sauer, der auf seine Arbeiten an der Biographie König Friedrichs I., *des württembergischen Zaren*, zurückgreifen konnte, hat sich in seinem neuesten Werk dieser Mühe unterzogen.

Durch die territorial übergreifende Betrachtung der Epoche eröffnen sich ungeahnte Möglichkeiten, historische Entwicklungen zu vergleichen. Im wesentlichen hatten die drei Länder gleiche Interessen, Probleme, Hoffnungen und Wünsche. Der Kampf gegen drohende Mediatisierung stand dabei an erster Stelle. Negativ formuliert hieß dies, möglichst wenig Territorium preisgeben; positiv formuliert, möglichst viel Landmasse gewinnen, den Rang des Landes und seines Herrschers erhöhen. Doch wie verschieden konnte sich trotz des fast identischen historisch-politischen Umfelds der Gang der Ereignisse gestalten! In Würzburg ging alles staatliche Handeln von einem dynamischen, aufgeklärt-absolutistischen Herrscher aus, dem tyrannische Anwandlungen nicht fremd waren, während in Baden unter dem alten und zuletzt zum Regieren nicht mehr fähigen Karl Friedrich sowie dessen Enkel Karl, den Paul Sauer als fast krankhaft träge und bequem charakterisiert, wechselnde, auch intrigante Minister und sogar zuletzt die französischen Gesandten die Politik bestimmten. Das kleine Hohenzollern überlebte als Staat gar nur durch die besonderen Beziehungen der schon vor Jahrzehnten aus dem provinziellen Sigmaringen nach Pa-

ris geflüchteten Fürstin Amalie Zephyrine zu Josephine de Beauharnais.

Alle drei Länder erlebten zur Zeit des Rheinbunds tiefe innere Veränderungen, vor allem auf administrativem und kirchlichem Gebiet. Die Politik war an der Staatsraison ausgerichtet. Der Untertan und seine Sorgen und Nöte galten wenig. Er verblutete auf den Schlachtfeldern der Fürsten, erfror in Rußland, wurde in französischen Diensten von spanischen Freiheitskämpfern erschossen oder hungerte «einfach» auf der Alb oder im Schwarzwald.

Paul Sauer schildert die Geschichte Südwestdeutschlands unter der Herrschaft Napoleons vom Blickpunkt der staatlichen Entwicklung, beleuchtet jene an der Staatsraison ausgerichtete Politik der Herrscher und ihrer Beamten. Im autokratischen Staat ist deren Persönlichkeit nicht zu trennen von den jeweiligen Maximen der Politik. Bei der Betrachtung ex post quittieren wir heute die Windungen und utopischen Projekte einer Art provinziellen Kabinettpolitik, aber auch das ohnmächtige Aufbäumen gegen den mächtigen Parvenu im Westen, der durch Eheschließungen die Rheinbundherrscher auch familiär an sich zu binden mußte, mit einem halb belustigten, halb mitleidenden Lächeln.

Von oben herab wurden bis 1815 die modernen Staaten des 19. Jahrhunderts geschaffen. Um zu erforschen, wie die Untertanen in diesem Rahmen lebten, ob sie mit der Moderne zurechtkamen – sie mußten es ja, bei Strafe des Untergangs! –, wird es noch vieler Einzelstudien bedürfen. Nach dem minutiösen Werk Paul Sauers wird sich die Landesgeschichte künftig auf die Frage nach dem Anteil des Volkes an der staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltung konzentrieren können. Soviel ist aber bereits klar geworden: Württemberg, Baden und Hohenzollern unter napoleonischer Herrschaft deuten an, daß militärische und territoriale Größe jedenfalls nicht das Glück des Volkes ausmachen.

Raimund Waibel

Persönlichkeiten

CHRISTIAN VON HOLST UND ULRIKE GAUSS: **Johann Heinrich Dannecker.** Zweibändiger Katalog zur Ausstellung Johann Heinrich Dannecker in der Staatsgalerie Stuttgart vom 14. 2. – 31. 5. 1987. Staatsgalerie Stuttgart, Edition Cantz, 1987. 689 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 55,-

Dannecker ist als Künstler und Mensch eine herrliche Natur. Der Johann Heinrich Dannecker durfte sich 1797 der Wertschätzung Goethes erfreuen. Damals stand der 39jährige Hofbildhauer auf der Höhe seiner Schaffenskraft, hatte es zu einigem Ansehen undmäßigem Wohlstand gebracht. Mit dem sprichwörtlichen silbernen Löffel im Mund war Johann Heinrich Dannecker aber nicht geboren worden. Der Sohn eines armen Stallknechts und Vorreiters am Hofe Herzog Carl Eugens erhielt seine Ausbildung an der für seine Zeit vorbildlichen Hohen Carlsschule, die er gegen den Willen des Vaters auf eigenen Wunsch und Initiative seit seinem 13. Lebensjahr besuchte. Der Hohen

Carlsschule, wo sein bildhauerisches Talent entdeckt worden war, folgten sechs Studienjahre in Paris und Rom, dann 1790 die mehr oder minder erzwungene Rückkehr in die künstlerische und geistige Enge der Heimat.

Dannecker stammte aus der Generation Schillers, war dessen Jugendfreund an der Hohen Carlsschule. Doch anders als der Dichter – oder viele andere deutsche Künstler – verspürte er nicht den unbändigen Freiheitsdrang, der andere das unabhängige, aber auch unsichere Leben fern der Heimat suchen ließ. Der heitere, ausgeglichene und unpolitische Dannecker zog es vor, sich in Stuttgart mit Kleinem zu begnügen, obgleich er doch Großes zu schaffen fähig gewesen wäre, wie viele seiner erhaltenen Arbeiten beweisen. Mangels Auftraggebern und Geld blieb vieles im Stadium des Entwurfs oder des Modells, manche Idee mußte sogar als Uhrgehäuse vermarktet werden. So bleibt das Bild zurück eines seltsamen Zwitterwesens zwischen Genie und bieder-häuslichem Schwaben.

Die Ausstellung in der Staatsgalerie hat den Rang Danneckers neben den Großen des Klassizismus wie Thorvaldsen und Canova überzeugend dargestellt. Hauptsächlich die vielen Portraitbüsten, auf die der Künstler notgedrungen ausweichen mußte, unterstreichen seine Qualität. In dem aufwendig gestalteten Katalogwerk erfährt im ersten Band das Leben und das plastische Werk Danneckers eine eingehende Würdigung durch Christian von Holst. Im zweiten Band stellt Ulrike Gauss den bisher fast unbekanntem Zeichner Dannecker vor. Den Autoren geht es um weit mehr als um einen reinen Katalog zur Ausstellung. Die zwei Bände sind Biographie und Werkkatalog zugleich und werden durch die akribische Werkbeschreibung und -würdigung, die den vielen außergewöhnlich guten Fotografien unterlegt sind, in den Rang eines Standardwerkes über die Kunst unter den letzten Herzögen und dem ersten König von Württemberg erhoben; bestechend auch der wissenschaftliche Apparat. Wert und Leistung des Werkes werden durch die etwas zu häufig auftretenden Orthographie- und Satzfehler und einige unnötige Abschweifungen im Text nur unwesentlich geschmälert.

Raimund Waibel

REINALD ULLMANN: **Ludwig Pfau. Monographie eines vergessenen Autors.** Peter Lang Verlag Frankfurt u. a. 1987. (Europäische Hochschulschriften). 466 Seiten. Kartoniert DM 91,-

Diese Dissertation trägt ihren Untertitel zu recht. Sieht man von einer 1975 beim Heilbronner Stadtarchiv erschienenen Broschüre von Erich Weinstock ab, findet sich der Name Ludwig Pfau (1821–1894) allenfalls noch in diversen Anthologien zur Revolution von 1848. Auch in seiner Geburtsstadt Heilbronn ist der Lyriker, Kunstkritiker, Übersetzer und politische Publizist mittlerweile so gründlich in Vergessenheit geraten, daß eine nach ihm benannte Schule 1983 wieder umbenannt wurde.

Was Reinald Ullmann insbesondere zu Pfau's französischer Exilzeit an Briefen und Dokumenten aus entlegenen Archiven zutage förderte, könnte aber ein Anstoß sein,

diesem württembergischen Radikaldemokraten doch noch die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ist seine politische Lyrik – am bekanntesten wohl das zu meist unter anonymer Flagge segelnde «Preußische Wiegenlied» – durchaus der eines Georg Herwegh ebenbürtig, so ist auch seine Leistung als Übersetzer und Kunstkritiker ganz zweifelsohne von mehr als nur sekundärer Bedeutung. Immerhin hat erst Ludwig Pfau's Übersetzung des «Onkel Benjamin» Claude Tillier auch wieder in Frankreich heimisch gemacht. Daß Pfau aber auch Proud-hon, mit dem er eng befreundet war, übersetzt und der «Pariser Commune» eine von reaktionären Kreisen als anstößig empfundene objektive Berichterstattung ange-deihen ließ, hat den 1852 in Abwesenheit zu 21 Jahren Zucht-haus verurteilten 1848er in weiten Teilen des Bürgertums ebenso suspekt erscheinen lassen wie seine publizistischen Angriffe auf Bismarck, für die Pfau noch als alter Mann eine Gefängnisstrafe abzusitzen hatte. So ist es dann auch nicht weiter verwunderlich, daß dem «Chef-ideologen» der «Schwäbischen Volkspartei» vor allem von der Arbeiterbewegung – der er sich verbunden fühlte, obwohl er sich von der Sozialdemokratie ideologisch abzugrenzen suchte – ein ehrendes Andenken bewahrt wurde. Immerhin hing aber auch über dem Arbeitsplatz von Theodor Heuss ein Portrait von Ludwig Pfau.

Vielleicht merkt man anhand dieser Dissertation nun auch in Heilbronn, daß sich Ludwig Pfau, vergleicht man ihn mit so mancher patronatstauglichen Eintagsfliege, noch immer als wahrer Elefant entpuppt.

Horst Brandstätter

SOMMERLATTE, H. W. A.: **Gold und Ruinen in Zimbabwe. Aus Tagebüchern und Briefen des Schwaben Karl Mauch (1837–1875).** 304 Seiten, 60 Abbildungen. Gütersloh (Bertelsmann Fachzeitschriften) 1987. Broschiert DM 35,-
Karl Mauch, der verdienstvolle und doch fast vergessene Afrikaforscher aus Stetten im Remstal hat zu seinem 150. Geburtsjahr durch H. W. A. Sommerlatte, selbst Afrikaner, Geologe und Archäologe, erneute Würdigung erfahren. Dabei geht der Autor nicht nur auf Mauchs persönliche Veranlagung ein, – er galt als verschlossener, menschenfeindlicher Einzelgänger mit vorzüglicher Beobachtungsgabe und von unglaublicher Willenskraft, – sondern zeichnet auch das Umfeld der Mauchschen Lebensstationen: die württembergische Heimat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und die von Mauch durchwanderten Gebiete im heutigen Transvaal und Simbabwe.

Sommerlatte hat zahlreiche, größtenteils unveröffentlichte Aufzeichnungen und Briefe Mauchs aus den Archiven in Gotha und Stuttgart in seine Schrift eingeflochten. Auf diese Weise kann der Leser oft authentisch an den Abenteuern und den Gefahren eines meist allein wandernden Naturforschers teilnehmen, dem wir unter anderem den ersten Bericht und die ersten Bilder der von ihm wieder entdeckten geheimnisvollen Ruinen von Simbabwe verdanken und durch den zahlreiche Vorkommen von Gold und von Kupfererzen südlich und nördlich des Limpopo bekannt geworden sind. Mauchs Niederschrif-

ten enthalten zudem wichtige Angaben über Sitten und Volkscharakter der einzelnen Eingeborenenstämme, über deren Zusammenleben und über Sklaverei. Den Text veranschaulichen viele Zeichnungen und Aquarelle aus der Hand von Karl Mauch.

Doch sind es nicht nur die Berichte über Leben und Erlebnisse des Forschers Karl Mauch, die dem Werk von H. W. A. Sommerlatte den Wert eines spannend geschriebenen und zugleich ungemein bildenden Buches verleihen, sondern auch die Exkurse des Autors in die Entdeckungsgeschichte des südlichen Afrikas, in das sagenhafte Goldland Ophir, in die Zeit der portugiesischen Seefahrer und der holländischen und vlämischen Exulanten.

Manfred Warth

ULRICH KERKHOFF: **Eine Abkehr vom Historismus oder ein Weg zur Moderne – Theodor Fischer.** Karl Krämer Verlag Stuttgart 1987. 352 Seiten mit etwa 30 Abbildungen. Broschiert DM 45,-

In Thieme-Beckers Künstlerlexikon von 1916 wird Theodor Fischer als *einer der führenden Baumeister Deutschlands* bezeichnet, der besonders im Süden *entscheidend auf die Entwicklung* der Architektur und Kunst einwirke. Heute ist der 1862 geborene und 1938 gestorbene Architekt, der von 1901 bis 1928 auch als Hochschullehrer in Stuttgart und München wirkte, weitgehend vergessen. Zu unrecht, wie der Verfasser meint. Für ihn ist das Werk Fischers gekennzeichnet als eine Abkehr vom Historismus und als ein zeitweilig im Jugendstil eingebetteter, aber doch eigenständiger Neuerungversuch. Für Kerkhoff ist Fischer ein wichtiges Bindeglied zwischen zwei Jahrhunderten. *Mit den Füßen steht er im Vergangenen, den Kopf aber reckt er in dieses Jahrhundert, sicherlich nicht nur als einziger in dieser veränderungsreichen Zeit. Was er jedoch daraus erreicht und zu erreichen versucht, könnte ihn über den Anschein von Unwichtigkeit erheben, die seine dürftige Beachtung in architekturhistorischen Werken suggeriert.*

Ein chronologischer Werkkatalog mit 350 Nummern und ein Dokumentationsteil mit Aufsätzen und Reden des Architekten ergänzen die außerordentlich fleißige und umfangreiche Arbeit, deren äußere Gestaltung allerdings zu wünschen übrig läßt: Der Druck ist nur mit Mühe zu lesen. Leider sucht man auch ein Orts- oder Namensregister ebenso vergebens wie eine Kurzbiographie oder ein Porträt von Theodor Fischer.

Sibylle Wrobbel

Orte und Landschaften

CARLHEINZ GRÄTER: **Anmutigste Tochter des Mains. Ein tauberfränkisches Lesebuch. Hausbuch einer Landschaft.** Frankonia-Buch, Fränkische Nachrichten Tauberbischofsheim 1986. 368 Seiten mit 70 Abbildungen. Leinen DM 34,-

Sehr treffend ist die Charakteristik, die der Herausgeber dem Buch im Geleitwort mitgibt: *Es bietet kein Inventar der Kunstdenkmäler, keine Landschaftsgeschichte, keine Folge von*

Ortsporträts, sondern will als Lesebuch beim Wort und zur Hand genommen werden. Trotz dieser scheinbaren Selbstbegrenzung leistet der stattliche Band mehr als manche fachspezifische Darstellung.

Hier wird wohl zum ersten Male überhaupt in solcher Ausführlichkeit das gesamte Taubergebiet als zusammenhängende Landschaft (Tauberfranken) behandelt – zusammengehörend trotz aller früheren und trotz der verbliebenen Verwaltungsgrenzen. Durch diese Landschaft führen über zweihundert Texte von rund hundert Autoren: Da verbietet es sich von selbst, einzelne Namen herauszugreifen. Reiseberichte aus vielen Jahrhunderten, poetische und wissenschaftliche Texte, Biographien, Anekdoten und Sagen, Architektur-, Stadt- und Landschaftsbeschreibungen – das alles ordnet Gräter mit kundiger Hand zu einem facettenreichen Bild von Tauberfranken und versieht es mit immer kenntnisreichen, gelegentlich auch kritischen Einführungen und Kommentaren. Dies wie auch die Auswahl insgesamt und nicht zuletzt seine eigenen Texte weisen Carlheinz Gräter wieder einmal als einen der besten Kenner und Schilderer des hohenlohisch-fränkischen Raumes aus.

Bleibt anzumerken, daß die sparsame Schwarz-Weiß-Bilderung – auf demselben Werkdruckpapier wie der Text gedruckt – die Zeichnungen, Stiche oder Holzschnitte kaum beeinträchtigt, manchen Fotografien aber nicht gerecht wird (z. B. S. 57). Überhaupt hält sich die Illustration unentschieden zwischen konkreter Bild-Information und marginalem Schnörkel. Aber man sollte von einem Lesebuch nicht zugleich ein Bilder-Buch erwarten. Wenn auch vielleicht eine konsequentere Illustration den einen oder anderen Auswärtigen durch solchen «Blickfang» zusätzlich als Leser hätte gewinnen können.

Maria Heitland

BARBARA SCHÄUFFELEN UND JOACHIM FEIST: **Ulm.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 188 Seiten mit 112 Tafeln, davon 40 in Farbe. Kunstleinen DM 59,-

Die Fotos sind überwiegend schön, lebendig, anschaulich; einige zeigen meisterliches Können; die Werbefotos für das einheimische Gewerbe und die Ulmer Industrie halten sich in Grenzen; der recht kurze, knapp gehaltene Text porträtiert die heutige Stadt im Stil eines Fremdenführers mit vielen Zahlen, wobei auch mal geschichtliche Zusammenhänge gestreift werden. Die Bedeutung der einstigen Reichsstadt, Mittelpunkt eines Territoriums, zu dem im 14. Jahrhundert immerhin 80 Dörfer und einige Städte gehörten, wird allerdings weitgehend übergangen. Zwei alphabetisch geordnete Spezialkapitel in Stichworten, «Ulmer Spezialitäten» – von Akademie über Chorgestühl oder Fischerstechen bis zum Schwörmontag oder Zuckerbrot – und «Ulmer Köpfe» – von Berblinger, dem Schneider von Ulm, über Albert Einstein, den Geschwistern Scholl bis zu Martin Zeiller – sowie eine vierseitige historische Zeittafel ergänzen den Band.

Sibylle Wrobbel

KARL WERNER STEIM: **Fastnacht in Haigerloch und den Stadtteilen Bad Imnau, Bittelbronn, Gruol, Hart, Owin-**

gen, Stetten, Trillfingen, Weildorf. Verlag Glückler Hechingen 1987. 128 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 22,50

Die Zahl der in den letzten Jahren erschienenen Ortsmonographien zur Fastnacht ist um ein erfreuliches Beispiel erweitert worden. Streng an dem orientiert, was die Quellenbelege hergeben, schildert der Autor die Geschichte der Haigerlocher Fastnacht. Mit Nachdruck betont er z. B., daß die frühen Fastnachtsbelege in der Regel nichts über die inhaltliche Gestaltung der Fastnacht aussagen, sondern lediglich auf einen Zins- und Abgabetermin hinweisen ähnlich etwa dem Martinstag. Bei der Beschreibung der einzelnen Masken wird auch das Problem der frühen Beziehungen zu anderen Narrenhochburgen wie z. B. Rottweil angesprochen. Aufgrund der Rottweiler Forschungen von Winfried Hecht übernimmt Steim die Auffassung, daß verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Haigerloch und Rottweil schon im 18. Jahrhundert zur Übernahme von wichtigen Gestaltungselementen der Fastnachtsfiguren geführt haben. Die Haigerlocher Masken «Alter Rottweiler» und «Neuer Rottweiler» verweisen also auf konkrete historische Zusammenhänge.

An anderer Stelle wird deutlich, daß lebendige Fastnacht nicht ein Schmoren im eigenen Topf ist, sondern vom Austausch von Ideen und Brauchelementen profitiert: Das heute alle vier Jahre ausgeübte «Bräuteln» wurde 1860 von *unserer Schwesterstadt Sigmaringen* übernommen, wie es in einer zeitgenössischen Zeitungsnotiz heißt. Als ein weiteres Ergebnis dieser Monographie kann gelten, daß ein wesentlicher Grund für den Aufschwung des Fastnachts- und Karnevaltreibens im 19. Jahrhundert das Aufkommen der Vereine war. Die Fastnachtsaktivitäten sind seit dem Zweiten Weltkrieg im wesentlichen in der Narrenzunft zusammengefaßt. Abgeschlossen wird die Arbeit durch einen jeweils kurzen Überblick über die Fastnacht in den im Titel genannten Stadtteilen. Teils mit, teils ohne Narrenvereinigung wird hier dörfliche Fastnacht gefeiert, wobei die Übernahme einiger Brauchelemente aus der Stadt unübersehbar ist.

Gustav Schöck

MAX FLAD: **Hirten und Herden. Ein Beitrag zur Geschichte der Tierhaltung in Oberschwaben.** Hrsg. vom Landkreis Biberach. Federsee-Verlag Bad Buchau 1987. (Kreisfreilichtmuseum Kürnbach). 102 Seiten, 47 Abbildungen. Kartoniert DM 7,-

Uralt ist das Hirtenwesen mit seinen Herden, die Weidewirtschaft. Von den biblischen Hirten bis zum Ende der Gemeinweide zeigt das sehr interessante Buch die Entwicklung und das Ende der Weidewirtschaft auf. Die Tätigkeit des Viehhirten in früheren Jahrhunderten wird aufgespürt, liebevoll, sorgsam, wie man es von Max Flad gewohnt ist. Man kann miterleben, wie hart das Hirtenleben war, welche Vorschriften bestanden. Auch die Weiterentwicklung der einzelnen Tierarten wird geschildert anhand von Bildern und Zahlen. Zwar soll das Buch vornehmlich im Biberacher Kreisfreilichtmuseum Kürnbach bei Bad Schussenried zum Vertrieb gelangen, aber man möchte dem aus zahlreichen Quellen schöpfenden Buch

eine weite Verbreitung bei Volkskundlern, Landwirten und allen heimatverbundenen Menschen wünschen.

Christian Eberhardt

Museumskarte Baden-Württemberg. Nordblatt und Südblatt.

Herausgegeben vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit der Landesstelle für Museumsbetreuung, dem Museumsverband Baden-Württemberg und dem Landesfremdenverkehrsverband. 86 × 112 cm. Je DM 8,50

Zwei Landkarten im Maßstab 1:200 000 zeigen mit verschiedenen violetten Symbolen die in zwölf verschiedene Kategorien eingeteilten Museen des Landes auf: Museum mit mehreren Sammlungsgebieten wie Landesmuseum, Regionalmuseum, Stadt- und Heimatmuseum; Kunstmuseum; Völkerkundliches Museum; Museum für Ur- und Frühgeschichte; Naturkundliches Museum; Technikmuseum; Museum für Landwirtschaft, Weinbau und Waldwirtschaft; Freilichtmuseum; Schloß, Burg, Klosteranlage mit Museumsausstellung; Museum der Heimatvertriebenen; Dokumentations- und Erinnerungsstätte historisch bedeutender Persönlichkeiten und Ereignisse; sonstige Spezialsammlung. Manchen mag diese Kategorisierung verblüffen, vielleicht gar verunsichern, wenn etwa hinter dem einen Symbol (A) eben Landes-, Regional-, Stadt-, Heimat-, Dorfmuseen – also eigentlich alle – vorgestellt werden. An einigen Beispielen nachgeprüft, verbirgt sich dahinter auch nur eine in Aufbau befindliche Heimatstube. Ein Hinweis auf die Bedeutung der Museen etwa unterbleibt. Nützlich sind, zumal für Ausflüge und Bildungsfahrten, die Angaben auf der Kartenrückseite über die Öffnungszeiten, Adressen und Telefonnummern der baden-württembergischen Museen, rund 980 an der Zahl. Sibylle Wrobbel

Periodika und Schriftenreihen

Württembergisch Franken. Band 71. Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Schwäbisch Hall 1987. 339 Seiten. Kartoniert.

Im Mittelpunkt dieses Jahrbuchs stehen die Beiträge von Hartmut Gräf über *Die Wirtschafts- und Sozialstruktur des Amts Möckmühl zu Beginn der Neuzeit. Eine methodenkritische Untersuchung zur frühneuzeitlichen Strukturgenese im ländlichen Raum* – und von Anna-Franziska von Schweinitz über *Die Kirchberger Kunstkammer in Schloß Neuenstein. Beiträge zur Rekonstruktion.* Ihnen sind beigegeben Untersuchungen von Günter Stachel über *Eine neuentdeckte mittelalterliche Wüstung auf der Markung Crailsheim-Rosfeld*, von Gerhard Seibold über *Hohenlohe und Frankreich. Ein Beitrag zur Geschichte des Fürstenhauses im 19. Jahrhundert* sowie von Frithjof Sperling und Norbert Eckert über *Die Kreuzigungsgruppe bei St. Wolfgang in Bad Mergentheim.* Volker Honemann macht zudem auf eine neue – die 17. bekannte – Handschrift der Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen aufmerksam. Gerd Wunder schließlich kann in

zwei kurzen Beiträgen über die Herren von Bielriet und über die erste Ehe Konrads III. bestätigen, was Decker-Hauff in seiner Staufergenealogie (Zeit der Staufer, Band III) aufgezeigt hat.

Beigegeben ist diesem Band – und darauf sei besonders hingewiesen – ein Gesamtverzeichnis aller seit 1847 erschienenen Aufsätze in den Jahrbüchern des Vereins. Dieses hilfreiche Verzeichnis wird erfreulicherweise erschlossen durch ein Orts-, Personen-, Schlagwort- und Autorenregister.

Stadt Kirchheim unter Teck: Schriftenreihe des Stadtarchivs Band 4. Verlag A. Gottliebs und J. Osswalds Buchdruckereien Kirchheim unter Teck 1986. 220 Seiten. Pappband DM 16,-

Inhaltlicher Schwerpunkt des Bandes sind – neben zwei Beiträgen mit eher lokalem Interesse – die politischen Verhältnisse in Kirchheim unter Teck von der Zeit der Weimarer Republik bis zum ersten Jahr der amerikanischen Besatzung nach dem Zweiten Weltkrieg.

Gundhild Wilms untersucht die *Wahlen im Oberamt Kirchheim zur Zeit der Weimarer Republik*, die zunächst von einem verhältnismäßig hohen Anteil der traditionellen Arbeiterparteien gekennzeichnet waren und dann bald immer stärker das Vordringen der NSDAP dokumentierten. Der Beitrag von Rainer Kilian lautet *Kirchheim unter Teck auf dem Weg ins Dritte Reich*. Darin wird sowohl die Entwicklung der NSDAP-Ortsgruppe als auch die spätere «Gleichschaltung» dargestellt.

Von allgemeinem Interesse ist die Arbeit von Wilhelm Kern über den Widerstand des Kirchheimer Stadtpfarrers Otto Mörike. Dieser hatte bei der Volksabstimmung im April 1938 über den gewaltsamen Anschluß Österreichs zwar der «vollzogenen Wiedervereinigung» zugestimmt, die Politik Hitlers in einer persönlichen Stellungnahme aber als «Auflösung von Sittlichkeit und Recht» und als «Zerstörung der Kirche und Entchristlichung unseres Volkes» abgelehnt. Nachdem Mörike als Verfasser dieser kritischen, dem Wahlzettel beigefügten Äußerung entlarvt worden war, setzte eine Hetzkampagne großen Ausmaßes gegen ihn ein, und er wurde als erster württembergischer Pfarrer durch die Straßen seiner Stadt geprügelt und in «Schutzhaft» genommen. Über den Vorfall kam es auch in kirchlichen Kreisen zu unterschiedlichen Auffassungen; der Oberkirchenrat verstand das Verhalten Mörikes nicht und sah eine Gefährdung seiner Ausgleichsbemühungen mit dem Nazi-Regime. Noch dreißig Jahre später rief das Verhalten der Kirchenleitung innerkirchliche Kritik hervor.

Das Schicksal der Fremdarbeiter 1939 bis 1945 in Kirchheim unter Teck behandeln Gunter Basler und Frank Thahofer; außer den archivalischen Quellen wurden für die Darstellung auch Aussagen von Überlebenden jener Zeit ausgewertet. Das Ende des Krieges, der Beginn der Besatzungszeit und die Anfänge des politischen Lebens in jener Zeit werden in dem Beitrag von Rosemarie Reichelt geschildert.

Die Aufsätze zeichnen sich insgesamt durch gründliche archivalische Vorarbeit sowie systematische Darstellung

aus. Müßig zu sagen, daß sie Themen behandeln, die zum größten Teil erstmals mit lokalem Kirchheimer Bezug aufgegriffen worden sind.

Werner Frasch

In einem Satz . . .

HELMUT BEUMANN: **Die Ottonen.** (Urban-Taschenbücher Band 384). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1987. 203 Seiten, 1 Stammtafel. Kartoniert DM 24,-

Aus dem Blickwinkel der herrschenden Dynastie beschreibt Professor Helmut Beumann, Vorsitzender des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte, die Zeit der sächsischen Könige von Heinrich I. bis Heinrich II. (919–1024), die er nach dem größten Herrscher dieser Epoche die ottonische nennt; ein Zeitbegriff, der sich in der Kunstgeschichte schon länger durchgesetzt hat: zur knappen, doch gründlichen Information über die wichtigsten Ereignisse, Personen, die Grundbedingungen sowie Veränderungen gleichermaßen zu empfehlen für historisch Interessierte wie für Historiker.

Wandern und Entdecken in Hohenlohe. Kostbarkeiten in Natur und Geschichte. Herausgegeben vom Ev. Dekanatamt Öhringen. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 6,- (zuzüglich Versandkosten zu beziehen beim Dekanatamt Öhringen, Hunnenstraße 10) Die 32 Kirchen des Öhringer Dekanats stehen im Mittelpunkt dieses nachahmenswerten Wanderführers, der sie und 26 Wanderungen mit Varianten beschreibt, nützliche Tips gibt, vor allem wie man in die meist verschlossenen Kirchen kommt, und zu eigenen Entdeckungen anregt.

Schwäbischer Heimatkalender 1988. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund von Heinz-Eugen Schramm. 99. Jahrgang. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1987. 128 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 9,-

Auch für diesen Jahrgang wurde wieder viel Wissenswertes und Unterhaltsames zusammengetragen: Naturschutzthemen werden aufgegriffen, die Dichter Hermann Kurz und Michel Buck gewürdigt, Geschichten und Anekdoten vom Bodenseeraum und Oberschwaben, von der Schwäbischen Alb, vom Schwarzwald und von Hohenlohe erzählt, der Geschichte und der Leistungen des Schwäbischen Albvereins gedacht, der 1988 hundert Jahre alt wird, und vieles andere mehr.

PANKRAZ FRIED (Hg): **Miscellanea Suevica Augustana. Der Stadt Augsburg dargebracht zur 2000-Jahrfeier 1985.** (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens Band 3). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1985. 272 Seiten. Broschiert DM 42,-

Dieser Band vereint fünfzehn Aufsätze von unterschiedlicher Qualität und Länge; hervorzuheben ist wegen sei-

ner überregionalen Bedeutung der einleitende Beitrag von Joachim Jahn zur Topographie, Verfassung und Gesellschaft der mittelalterlichen Stadt am Beispiel Augsburgs.

Malerreisen an den Bodensee im 19. Jh. Mit Texten von Gisela Bergsträsser, Klaus Beyrer, Sabine Born, Idis Birgit Hartmann, Otto Pannewitz, Klaus Rohrandt, Oscar Sandner und Lutz Tittel. (Kunst am See 19). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1987. 192 Seiten mit 41 Farb- und 83 Schwarz-weiß-Abbildungen. Broschiert DM 42,-; Gebunden DM 48,-

Etwa 60 Künstler – darunter Adolf Menzel, Hans Thoma, Anton Braith, Christian Mali, Albert Kappis, Gustav Schönleber und William Turner – vermitteln einen Einblick in die Landschaft und Kultur des Bodenseeraumes, wie sie sich ihnen, den Künstlern und Reisenden des 19. Jahrhunderts, darstellte, in jenem Jahrhundert also, in dem die europäische Landschaftsmalerei ihren glanzvollen Höhepunkt erreichte.

MANFRED AKERMANN UND HARALD SIEBENMORGEN (Hg): **Hall in der Napoleonzeit. Eine Reichsstadt wird württembergisch.** Ausstellungskatalog. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 200 Seiten mit 155 Abbildungen, darunter 18 farbige. Pappband DM 36,-

Der Ausstellungskatalog, der etwa 250 Exponate aufführt und beschreibt, zudem sieben Autoren über die Ursachen und Folgen der Eingliederung Schwäbisch Halls nach Württemberg 1802 zu Wort kommen läßt, geht am Beispiel der ehemaligen Reichsstadt vor allem dem tiefgreifenden Wandel nach, der die Menschen, ihr politisches und gesellschaftliches Umfeld in der Zeit nach der Französischen Revolution erfaßte.

HEINRICH SCHÄFF-ZERWECK: **Der Zauberspiegel. Ein Maler und Dichter erinnert sich an seine Jugend in Stuttgart und Schwäbisch Hall.** Herausgegeben und mit einer Kurzbiographie versehen von Willi Bidermann. Silberburg Verlag Titus Häussermann Stuttgart 1987. 140 Seiten mit 25 Abbildungen. Pappband DM 24,80

Wer kennt ihn noch, den Maler und Dichter Heinrich Schöff-Zerweck außerhalb von Hallwangen, Stadt Dornstetten, wo er Ehrenbürger ist; wer liest noch *Im Zeichen der Stunde. Betrachtungen eines Einsamen, seine Balkanfahrt, sein Südwärts* oder sein *Erdenstimme*? Zum 50. Todestag des Dichters legt der Verlag nun die ersten Kapitel seines letzten, nie veröffentlichten Buches *Jahresringe* vor, in der Hoffnung, den Dichter wieder zum Leben zu erwecken.

700 Jahre Vollmaringen. Eine Ortsgeschichte mit Dokumenten, Bildern und Zeichnungen 1287–1987. Herausgegeben von der Stadt Nagold. Geiger-Verlag Horb 1987. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Halbleinen DM 18,-

Unter Federführung von Stadtarchivar Karl Kempf, der auch die meisten Beiträge verfaßt hat, zeichnet dieses Buch die Geschichte des 1971 nach Nagold eingemeindeten Ortes auf, wobei – wie in vielen Ortschroniken – die Zeit des Dritten Reiches weitgehend ausgeklammert oder nur als Kriegselend berührt wird; ansonsten kann dieses

Buch nur empfohlen werden: Es ist übersichtlich gegliedert, gut lesbar und sehr anschaulich illustriert.

HARTWIG EBERT UND WINFRIED HECHT: **Kulturdenkmale in Rottweil.** Eigenverlag Hartwig Ebert Rottweil 1986. 295 Seiten mit etwa 150 Fotos. Kartoniert DM 36,-

In diesem Buch werden jeweils auf zwei Seiten – Fotos von Hartwig Ebert rechts und Text von Winfried Hecht links – 137 Kulturdenkmale aus der Stadt und den Teilorten vorgestellt: Kirchen, Tore und Türme, Klosterhöfe, Wegkreuze und Statuen, Mühlen, Brücken, Brunnen, Turnhallen, Salinen, Häuser, Römisches, Mittelalterliches und Neuzeitliches.

CHRISTOPH BIZER, ROLF GÖTZ, WILFRIED PFEFFERKORN UND ERHARD SCHMIDT: **Burguine Hohenstein. Die Burgen der Gemeinde Hohenstein.** Gemeinde Hohenstein 1987. 174 Seiten mit 25 Plänen, Karten und Zeichnungen, 15 Fundtafeln und 71 Fotos, darunter 51 in Farbe. Pappband DM 20,-

Zwei Jahre nach Abschluß der Arbeiten zur Erhaltung der Ruine Hohenstein kann die Gemeinde gleichen Namens – 1975 aus den fünf Albdörfern Bernloch, Eglingen, Meidelstetten, Oberstetten und Ödenwaldstetten gebildet – nunmehr ein sehr anschauliches Buch vorlegen, das neben einer Baubeschreibung und einer Dokumentation der Kleinfunde die neuesten Forschungsergebnisse zur Geschichte der Burg enthält, das darüber hinaus aber auch die auf der Markung gelegene Ödenburg sowie mehrere überraschende Neuentdeckungen von Burgen bzw. Adelssitzen in Meidelstetten, Eglingen und Oberstetten vorstellt.

Die Teck. Berg, Burg und Wanderheim. Verlag Der Teckbote Kirchheim unter Teck 1987. 48 Seiten. Broschiert DM 8,40

Die Geschichte, Geologie und die Wandermöglichkeiten im Bereich der Teck, dem Wahrzeichen der Kirchheimer Alb und dem größten Wanderheim des Schwäbischen Albvereins, werden in dieser mit zahlreichen Farbabbildungen ausgestatteten Broschüre ausführlich dargestellt.

ELMAR L. KUHN, RAIMUND RAU UND BERNHARD VESENMAYER (Hg): **Die Pfarrkirche Eriskirch. Spätgotik am Bodensee.** (Kunst am See 17). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1986. 124 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Gebunden DM 36,-; Broschiert DM 30,-

Diese Monographie vermittelt einen Überblick über die Geschichte der Wallfahrtskirche Eriskirch, die mit ihren Wandmalereien und Glasfenstern zu den bedeutendsten Schätzen der Spätgotik in Süddeutschland zählt; behandelt werden in diesem von namhaften Historikern geschriebenen Buch das Wallfahrtswesen und die Ortsgeschichte.

Jez guck na dr Faust. Leben und Abenteuer des Doktor Faust in schwäbischen Versen von Agathe Maurer. Mit Illustrationen von Ulrich Oelssner. Herausgegeben von Bernd Mahl. Belser Verlag Stuttgart 1987. 96 Seiten mit 14 Abbildungen. Leinen DM 24,80

Das Faust-Thema, so oft und so unterschiedlich bearbeitet, dichterisch erhöht wie kaum ein anderes, erlebt hier durch Agathe Maurer (1883–1974) eine in schwäbische Knittelverse gefaßte, neue, überaus unterhaltsame und humorvolle Variation.

Die Donauschwaben. Deutsche Siedlung in Südosteuropa. Ausstellungskatalog. Herausgegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg. Bearbeitet von Immo Eberl u. a. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 318 Seiten mit 345 Abbildungen, darunter 67 in Farbe. Pappband DM 38,-

Dieser Katalog stellt die mittelalterlichen Siedlungen deutscher Auswanderer in der Zips, der Gottschee oder Siebenbürgen ebenso vor wie die donauschwäbischen Siedlungen – ungarische Mittelgebirge, schwäbische Türkei, Batschka, Banat, Syrmien, Slawonien und Sathmar – und die neuzeitlichen Siedlungen in Galizien, Bessarabien, in der Bukowina, der Dadrudscha und in Südrußland; er vermittelt deren Schicksal bis zur Rückwanderung, Flucht, Vertreibung und Integration im Land Baden-Württemberg nach dem Zweiten Weltkrieg.

BERND MERKLE: **So semmer hald. Heiteres und Besinnliches über Land und Leute.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1987. 144 Seiten mit 31 Zeichnungen von Helga Merkle. Pappband DM 15,80

Gedichte und Erzählungen eines «Urschwaben» vereinigt dieses Bändchen, das seinen Titel dem Eingangsgedicht verdankt: *Wia mr send, so semmer, maischdens, et emmer. S gibd Leud, dia send schlemmer, vielleicht, faschd, emmer.*

Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellungsmagazin. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Landesfremdenverkehrsverband und dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart vom VuD Verlag Freudenstadt-Grüntal 1987. 108 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Broschiert DM 9,- (beim Verlag zu beziehen)

Dieses in seiner Aufmachung sehr aufwendige Magazin bietet eine Kurzfassung zur Stuttgarter Ausstellung, zeichnet sehr anschaulich und überblickorientiert die politische und kulturhistorische Entwicklung im deutschen Südwesten zwischen 1790 und 1820 nach und stellt – von Experten ausgearbeitet – Reiserouten vor, die den Interessierten zu entsprechenden Museen oder Baudenkmalern der Napoleonszeit führen.

Alte Bäume in der Stadt, gesehen in Trossingen. Herausgegeben von der Interessengemeinschaft erhaltenswerte Bauwerke und Umwelt Trossingen. DM 12,-

Die genannte Interessengemeinschaft kämpft in vielfältiger Weise engagiert um Erhaltenswertes, man erinnere sich an die Dampfkesselanlage der Firma Hohner, und öffnet den Mitmenschen gerne die Augen; auch durch Kalender mit wechselnden Motiven, für das Jahr 1988 mit Baumgestalten mitten in der Stadt: mit Ulme, Äpfel- und Birnbäumen, Winterlinde, Eiche, Kirschbaum, Akazien, Walnußbaum, Blutbuche, Schwarzkiefer, Linde und Eschen, Serbischer Fichte und Rotbuche.

Weitere Titel

BERNHARD HILDEBRAND (Hg): **Drei Schwaben unter Napoleon. Rußlandberichte eines Infanteristen, eines Leutnants, eines Generals.** 2. Auflage. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 199 Seiten mit 12 Abbildungen. Kunstkleinen DM 29,80

GERTRUD BBRAUNE: **Mit Kindern auf der Alb. Zu Höhlen, Ruinen, Spielplätzen und Seen.** Fleischhauer & Spohn Verlag Stuttgart 1987. 105 Seiten mit vielen Abbildungen. Broschiert DM 14,80

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986. Herausgegeben vom Landesdenkmalamt u. a. Zusammengestellt von Dieter Planck. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 332 Seiten mit 146 Abbildungen. Kartonierte DM 29,80

HELMUT WENK: **Stadtsanierung der Insel Lindau. Sanierungsgebiet zwischen Schrankenplatz und Hofstatt. Objektsanierung «In der Grub 36».** 81 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Plänen. Broschiert DM 10,- (erhältlich bei der Stadtbücherei Lindau).

Volkslieder und Volksweisen aus dem Schwarzwald – Sammlung Julius Maier – 1840–1848. In Sätzen von Benedikt Ocker und Gerhard Ehrlich und mit Bildern von Rainer Dechant. Deutsches Volksliedearchiv Freiburg 1986. 48 Seiten. Broschiert.

Nachtrag zu Ferd. Friedr. Fabers Württembergischen Familien-Stiftungen. 8. Heft, bearbeitet von Otto Beuttenmüller (138.–142. Stiftung). Verein für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden 1987. 300 Seiten. Broschiert.

MARIA MÜLLER-GÖGLER: **Sieben Schwerter.** Roman. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 354 Seiten. Leinen DM 39,-

RUTH ROSE SCHNEIDER: **Meine kleinen Geschichten.** Bleicher Verlag Gerlingen 1987. 128 Seiten. Kartonierte DM 14,80

Teck – Neuffen – Römerstein. (Natur-Heimat-Wandern). Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 231 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen und Kartenskizzen. Flexibler Plastikband DM 19,80

CARLHEINZ GRÄTER: **Fahrtenblätter. Gedichte.** Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn 1987. 68 Seiten. Kartonierte DM 12,80

MATTHIAS ROSER: **Der Stuttgarter Hauptbahnhof – ein vergessenes Meisterwerk der Architektur.** Silberburg Verlag Stuttgart 1987. 60 Seiten mit 32 Abbildungen. Broschiert DM 9,80

Einladung zur MITGLIEDERVERSAMMLUNG 1988

des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES in **Backnang**

am **Samstag, dem 19. März 1988, 14 Uhr, im Bürgerhaus
Bahnhofhotel**

Tagesordnung

Begrüßung und Grußworte
anschließend

- 1) Tätigkeitsbericht des Vorstandes
- 2) Kassenbericht des Schatzmeisters
- 3) Prüfungsbericht des Kassenprüfers
- 4) Entlastung
- 5) Anträge
- 6) Resolutionen
- 7) Verschiedenes

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens zehn Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich zuzuleiten.

Der Vorsitzende
Dr. Dr. med. h. c. Hans Lorenser
Oberbürgermeister a. D.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung finden statt:

Vortrag von Prof. Dr. Gerd Wunder, Schwäbisch Hall:
„Backnang und die frühen Markgrafen von Baden“.

**Führung zur Grablege der Markgrafen von Baden in der
Stiftskirche Backnang mit Gang durch die Altstadt**
Führung: Architekt Helmut Erkert (Vertrauensmann der
Ortsgruppe Backnang).

Anmeldung zur Führung erbitten wir unter dem Stich-
wort „Mitgliederversammlung 1988“ an die Geschäfts-
stelle.

An- und Rückfahrt: Wir bitten die Teilnehmer um Benut-
zung öffentlicher Verkehrsmittel (S-Bahn Nr. 3 bis Bahn-
hof Backnang).

Das Bürgerhaus Bahnhofhotel befindet sich in Bahnhof-
nähe (vom Bahnhof Backnang rechts die Bahnhofstraße
hinunter, nach ca. 300 m steht rechter Hand das Bürger-
haus).

Die Mitgliederversammlung endet nach der Stadtführung
gegen 18 Uhr.

PETER HAAG-PREIS 1988

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND vergibt seit 1978 den Peter Haag-Preis für denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Bauten. Auch 1988 soll dieser Preis wieder verliehen werden. Er erinnert an den Schorndorfer Architekten Peter Haag, der sein Wissen, seine Phantasie und Gestaltungskraft in den Dienst der stilvollen Erhaltung historischer Bausubstanz gestellt hatte.

Gemäß der Satzung des Preises dürfen nur Objekte in privatem Eigentum ausgezeichnet werden. Jedermann ist berechtigt, Vorschläge für eine solche Auszeichnung einzusenden, auch die Eigentümer selbst können sich um den Preis bewerben. Die Vorschläge sollten versehen sein mit kurzen Erläuterungen und Fotos, die eine Beurteilung der denkmalpflegerischen Leistungen ermöglichen. Geschichte und Baugeschichte des jeweiligen Gebäudes sind, wenn möglich, aufzuzeichnen und Pläne beizulegen. Die Objekte müssen im Bereich unseres Verbandsgebietes liegen, also in den ehemals württembergischen und hohenzollerischen Landesteilen.

Die Vorschläge richten Sie bitte bis Ende April 1988 an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1. Anfrage unter Tel. (07 11) 22 16 38.

Vorträge Winterhalbjahr 87/88

Mittwoch, 10. Februar 1988 – 19.30 Uhr
Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Vortragssaal), Konrad-Adenauer-Straße 4

Dr. Dieter Planck, Stuttgart
Neue archäologische Ausgrabungen in
Baden-Württemberg
Vortrag mit Dias

Mittwoch, 16. März 1988 – 19.30 Uhr
Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Vortragssaal), Konrad-Adenauer-Straße 4

Dr. Michael Diefenbacher, Nürnberg
Die Deutschordenskommende Mainau und ihr Territorium im Bodenseegebiet

Vortrag mit Dias – **zugleich Vorbereitung der Deutschorden-Exkursion 1988** nach Oberschwaben und ins Elsaß (siehe Studienfahrt Nr. 22)

Studienfahrten 1988

I. Geschichts-, Kultur- und Naturfahrten

1

Palmsonntag am Rande der Baar
Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf
Sonntag, 27. März 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 59,-

2

Technische Fahrt – Stromerzeugung einst, jetzt und in Zukunft
Führung: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss und Fachleute der Neckarwerke AG, Esslingen
Montag, 28. März 1988 (erster Tag der Osterferien)
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 39,-

3

Das Exarchat Ravenna – Vom Untergang des römischen Reiches im Sturm der Völkerwanderung und vom Neubeginn. . .
Führung: Dr. Wilfried Setzler
Samstag, 2. April, bis Samstag, 9. April 1988 (Ostern)
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr (incl. Halbpension): DM 1272,-; Einzelzimmerzuschlag: DM 230,-
Die Reise ist bereits ausgebucht

4

Im Taubergrund
Führung: Manfred Akermann
Donnerstag, 14. April 1988
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 59,- (+ ca. DM 8,- Eintritte; werden im Bus eingesammelt)

5

Stuttgart-Bad Cannstatt: Geschichte und Gegenwart IV
Von der Neckarvorstadt über die Kuranlagen zum Seelberg und zur Fabrikvorstadt
Führung: Hermann Ziegler
Samstag, 16. April 1988

Treffpunkt: 14 Uhr an der Haltestelle am Mühlsteg (Stadtbahnlinie 14, Nähe Kreuzung Neckartal- und Krefelderstraße) in der Neckarvorstadt; Besichtigungsdauer: ca. zwei Stunden

6

Hirrlingen – Hemmendorf – Wachendorf:
Eine Landschaft am oberen Neckar
Führung: Raimund Waibel
Mittwoch, 20. April 1988
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 46,-
Zusteigemöglichkeiten: Tübingen und Rottenburg

7

Der Wald um Stuttgart – Besuch des Silberwaldes
Führung: Fritz Oechßler
Samstag, 23. April 1988
Treffpunkt: 14.30 Uhr an der Straßenbahnhaltestelle «Stelle» (Straßenbahnlinie 15) zwischen Gerokruhe und Sillenbuch
Teilnehmergebühr: DM 8,-

8

Burgen und Schlösser an der Bergstraße – Eine Wanderreise
Führung: Raimund Waibel
Samstag, 23. April, bis Sonntag, 24. April 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 98,-
Anmeldeschluß: 11. März 1988

9

Auf den Spuren des Grafen Eberhard im Bart
Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf
Mittwoch, 27. April 1988
Abfahrt: 8.15 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 39,-
Die Reise ist bereits ausgebucht

10

Romanisches Katalonien
Führung: Dr. Harald Schwenk
Donnerstag, 28. April, bis Sonntag, 8. Mai 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr (incl. Halbpension): DM 1728,-; Einzelzimmerzuschlag: DM 350,-
Anmeldeschluß: 11. März 1988

11

Entlang der Schwäbischen Dichterstraße II – Auf den Spuren von Balthasar Friedrich Wilhelm Zimmermann
Führung: Benigna Schönhagen
Samstag, 7. Mai 1988
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 59,- (+ ca. DM 5,- Eintritte; werden im Bus eingesammelt)
Maximale Teilnehmerzahl: 35 Personen

12

Floristische Wanderungen im mittleren Donautal
Führung: Dr. Oswald Rathfelder
Christi Himmelfahrt, Donnerstag, 12. Mai 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Zusteigemöglichkeiten: Tübingen und Hechingen
Teilnehmergebühr: DM 59,-

13

Auf den Spuren des Bauernkriegs in Südwestdeutschland – Bodensee und Oberschwaben
Führung: Dr. Uwe Kraus
Donnerstag, 12. Mai, bis Sonntag, 15. Mai 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Zusteigemöglichkeiten: Singen, Überlingen, Ravensburg
Teilnehmergebühr: DM 249,-
Anmeldeschluß: 8. April 1988

14

Württemberg und das Herzogtum Krain im Zeitalter der Reformation – Eine Studienfahrt durch Slowenien
Führung: Dr. Friedrich Schmid
Samstag, 21. Mai, bis Samstag, 28. Mai 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr (incl. Halbpension): DM 818,-; Einzelzimmerzuschlag: DM 100,-
Anmeldeschluß: 4. April 1988

15

Die Rhön – Geologie und Landeskunde
Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth
Freitag, 21. Oktober, bis Sonntag, 23. Oktober 1988
Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 236,-
Anmeldeschluß: 10. Mai 1988

16

Staufisches Elsaß
Führung: Manfred Akermann
Donnerstag, 2. Juni, bis Sonntag, 5. Juni 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 274,- (+ ca. DM 15,- Eintritte; werden im Bus eingesammelt)
Anmeldeschluß: 25. April 1988

17

Fahrt zum Keuperstufenrand VI – Die Limpurger Berge
Führung: Dr. Hans Scheerer
Sonntag, 5. Juni 1988
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 47,-

18

Auf den Spuren der Renaissance in Norditalien
Führung: Sven Gormsen
Montag, 6. Juni, bis Sonntag, 19. Juni 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr (incl. Halbpension): DM 2181,-; Einzelzimmerzuschlag: DM 390,-
Zusteigemöglichkeit: Ulm/Ost
Anmeldeschluß: 20. April 1988

19

Landschlösser der Familie Fugger
Führung: Dr. Klaus Merten
Sonntag, 12. Juni 1988
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 69,-

20

Rothenburg ob der Tauber und sein Umland
Führung: Christine Diefenbacher
Freitag, 17. Juni, bis Sonntag, 19. Juni 1988
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 189,-
Anmeldeschluß: 10. Mai 1988

21

Die Fränkische Schweiz – Zwischen Nürnberg, Bamberg und Bayreuth
Führung: Benigna Schönhagen
Mittwoch, 22. Juni, bis Sonntag, 26. Juni 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Zusteigemöglichkeit: Schwäbisch Gmünd und Nördlingen
Anmeldeschluß: 16. Mai 1988

22

Der Deutsche Orden II: Deutschordens-Niederlassungen in Oberschwaben und am Rhein
Führung: Dr. Michael Diefenbacher
Mittwoch, 29. Juni, bis Montag, 4. Juli 1988
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
Teilnehmergebühr: DM 398,-
Anmeldeschluß: 20. März 1988

23

Auf Georg Wagners Wanderwegen in den Allgäuer Alpen

Führung: Dr. Hans Scheerer

Samstag, 2. Juli, bis Dienstag, 5. Juli 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 238,-

Höchstteilnehmerzahl: 30 Personen

Anmeldeschluß: 25. Mai 1988

24

Die Pyrenäen – Eine Wanderstudienreise in das Mittelalter zwischen Mittelmeer und Atlantik

Führung: Raimund Waibel

Freitag, 8. Juli, bis Donnerstag, 21. Juli 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr (incl. Halbpension und Eintrittskosten): DM 1998,-

Die Teilnehmerzahl muß wegen der erforderlichen Busgröße auf 35 Personen beschränkt werden.

Anmeldeschluß: 20. Mai 1988

25

Am Süd- und Ostrand des Rieses

Führung: Manfred Akermann

Neuer Termin: Samstag, 9. Juli 1988

Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 61,- (+ ca. DM 5,- Eintritte; werden im Bus eingesammelt)

26

Von der Nordsee bis nach Öland und Bornholm – Kultur und Landschaft in Südkandinavien

Führung: Albrecht Leuteritz M. A.

Samstag, 23. Juli, bis Mittwoch, 3. August 1988

Abfahrt: 7.15 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr (incl. Halbpension): DM 2198,-; Einzelzimmerzuschlag: DM 380,-

Anmeldeschluß: 1. Juni 1988

27

In den französischen und schweizerischen Jura

Führung: Dr. Hans Scheerer

Samstag, 6. August, bis Samstag, 13. August 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr (incl. Halbpension): DM 1239,-; Einzelzimmerzuschlag: DM 250,-

Anmeldeschluß: 24. Juni 1988

28

Ungarn – Geschichte, Kultur und Landschaft

Führung: Dr. Wilfried Setzler

Donnerstag, 18. August, bis Sonntag, 28. August 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr (incl. Halbpension und Visum): DM 1586,-; Einzelzimmerzuschlag: DM 280,-

Die Reise ist bereits ausgebucht

29

Die Pferdezucht in Württemberg

Führung: Dr. Dr. Rudolf Bütterlin

Samstag, 20. August 1988

Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 49,-

30

In den mittleren Schwarzwald nach Wittichen und St. Roman

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Mittwoch, 24. August 1988

Abfahrt: 9.45 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 59,-

31

Unter dem Boden unseres Landes – Archäologische Denkmäler im östlichen Württemberg

Führung: Dr. Dieter Planck

Samstag, 27. August 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 61,-

32

Die Lombardei – Geschichte, Kunst und Kultur Oberitaliens

Führung: Benigna Schönhagen

Donnerstag, 1. September, bis Samstag, 10. September 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr (incl. Halbpension): DM 1594,-; Einzelzimmerzuschlag: DM 280,-

Die Teilnehmerzahl ist auf 30 Personen begrenzt.

Anmeldeschluß: 13. Juli 1988

33

Residenzen in Hohenlohe (I)

Führung: Harald Schukraft

Samstag, 3. September 1988

Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 58,-

34

Residenzen in Hohenlohe (II)

Führung: Harald Schukraft

Sonntag, 23. Oktober 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 58,-

35

Graubünden – Geologie und Geschichte einer Alpenlandschaft

Führung: Prof. Dr. Erwin Rutte und

Dr. Wolfgang Irtenkauf

Montag, 12. September, bis Sonntag, 18. September 1988

Abfahrt: 9.15 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 489,-

Anmeldeschluß: 8. August 1988

36

Stuttgart-Bad Cannstatt: Geschichte und Gegenwart V
Die Altstadt Bad Cannstatts und ihre Gedächtnisstätten

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 17. September 1988

Treffpunkt: 14 Uhr an der Haltestelle Rosensteinbrücke
(Straßenbahnlinie 13 und 14); Besichtigungsdauer: ca.
zwei Stunden

Teilnehmergebühr: DM 8,-

37

Ländliche Wehrkirchen im Gäu

Führung: Prof. Dr. Hans-Martin Maurer

Mittwoch, 21. September 1988

Abfahrt: 14 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 29,-

38

Côte d'Azur und Hochprovence – Geheimnisvolles Land
zwischen Meer und Alpen

Führung: Raimund Waibel

Samstag, 24. September, bis Dienstag, 4. Oktober 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr (incl. Halbpension): DM 1979,-; Ein-
zelzimmerzuschlag: DM 400,-

Wegen der erforderlichen Busgröße muß diese Reise auf
35 Teilnehmer beschränkt werden.

Anmeldeschluß: 4. August 1988

39

Die Weinstraße – Geologisch-landeskundliche Fahrt
mit Wanderungen

Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth

Freitag, 30. September, bis Sonntag, 2. Oktober 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 198,-

Anmeldeschluß: 23. Juni 1988

40

Die Pfalz bei Rhein – Ein vergessenes Zentrum

Führung: Michael Bayer

Samstag, 8. Oktober, bis Sonntag, 16. Oktober 1988

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 539,-

Anmeldeschluß: 27. Juli 1988

41

Archäologie am Hochrhein

Führung: Dr. Christoph Unz

Samstag, 8. Oktober und Sonntag, 9. Oktober 1988

Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 144,-

42

Wie in jedem Jahr: Zwei Fahrten ins Blaue

1. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 16. Oktober 1988

Abfahrt: 13 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

43

2. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 19. Oktober 1988

Abfahrt: 13 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

15

Die Rhön – Geologie und Landeskunde

Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth

Freitag, 21. Oktober, bis Sonntag, 23. Oktober 1988

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

44

Württemberg und Mömpelgard

Führung: Dr. Dr. Rudolf Bütterlin

Donnerstag, 27. Oktober, bis Sonntag, 30. Oktober 1988

Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 268,-

Die Reise ist bereits ausgebucht

45

Stuttgart-Berg: Geschichte und Gegenwart

Kultur- und Sozialgeschichte in den Kirchen

und Friedhöfen des ehemaligen Stadtteils Berg

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 29. Oktober 1988

Treffpunkt: 14 Uhr an der Haltestelle Mineralbäder

(Stadtbahnlinie 1, 2 und 4); Besichtigungsdauer: ca. 2 1/2
Stunden

Teilnehmergebühr: DM 8,-

Adventsfahrt nach Bad Säckingen
Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf
Freitag, 25. November, bis Sonntag, 27. November 1988
Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 198,-
Anmeldeschluß: 19. September 1988

II. Städtereisen

A. Darmstadt – Beispiel des Mäzenatentums deutscher Kleinfürsten

Führung: Raimund Waibel
Samstag, 20. Februar, und Sonntag, 21. Februar 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 98,-
 Zusteigemöglichkeit: Heilbronn

B. Basel – Stadt im Schnittpunkt dreier Länder

Führung: Benigna Schönhagen
Samstag, 12. März, und Sonntag, 13. März 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 138,-

C. München – Das «Millionendorf»

Führung: Michael Bayer
Freitag, 18. November, bis Sonntag, 20. November 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 139,-

D. Frankfurt – Die Mitte Deutschlands

Führung: Raimund Waibel
Freitag, 2. Dezember, bis Sonntag, 4. Dezember 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 148,-
 Zusteigemöglichkeit: Heilbronn

Württembergische Oberamtsstädte

E. Nagold

Führung: Benigna Schönhagen
Mittwoch, 6. Juli 1988
Abfahrt: 13 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 32,-

F. Ravensburg

Führung: Dr. Uwe Kraus
Mittwoch, 20. Juli 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 48,-

G. Tübingen

Führung: Dr. Wilfried Setzler
Mittwoch, 31. August 1988
Abfahrt: 13 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 29,-

H. Isny

Führung: Stadtarchivarin Stütze
Mittwoch, 7. September 1988
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Teilnehmergebühr: DM 57,-

Aktion Irrenberg 1988

Samstag, 13. August 1988
Abfahrt: 6.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof
 Zusteigemöglichkeiten nach Vereinbarung an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg.
 Hinweise für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her.
 Treffpunkt ist um 8 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Anschriften der Mitarbeiter

Hermann Bausinger, Prof. Dr. phil., Uhland-Institut, Schloß, 7400 Tübingen
 Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim
 Karin Göbel, Dr. phil., Museum für Deutsche Volkskunde, Im Winkel 6/8, 1000 Berlin 33
 Christel Köhle-Hezinger, Dr. phil., Wilflingshauser Straße 139, 7300 Esslingen
 Peter Lahnstein, Dr. jur., Gaußstraße 109 A, 7000 Stuttgart 1
 Ernst Schmehle, Dr. med., Zeppelinstraße 22, 7902 Blaubeuren
 Manfred Schmid, M. A., Münzgasse 1, 7400 Tübingen
 Harald Schukraft, Rötestraße 67, 7000 Stuttgart 1
 Bernd Roling, Kirchweg 37, 7061 Lichtenwald 1
 Raimund Waibel, Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen
 Susanne Wetterich, Zeppelinstraße 69, 7000 Stuttgart 1

Bildnachweis

Titelbild: Landesdenkmalamt, Foto J. Geiger; S. 2: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 3–7: Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart; S. 9, 12 und 13: Rupert Leser, Bad Waldsee; S. 11: Julian Aicher «Da läuft was. Einblicke in Rockscenen der oberschwäbischen Provinz». Ravensburg 1987, S. 267; S. 15: Kraufmann und Kraufmann, Stuttgart, freigegeben vom Reg. Präs. Stuttgart 000/52431; S. 16 und 18: Landesdenkmalamt Stuttgart; S. 17 und 19: Bernhard Widmann, Stuttgart; S. 20: Ludovic Laude, Montbéliard; S. 21: Harald Schukraft, Stuttgart; S. 23: D. Bretey, Montbéliard; S. 24–28: Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.; S. 29 oben: Foto-Kästlen, Blaubeuren; S. 25 unten rechts, S. 30: Privataufnahmen; S. 31: Ernst Schmehle; S. 33: Privataufnahme; S. 34: Privatfoto; S. 38: Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart; S. 41: Historisches Museum Basel; S. 42 und 43: Helmut Reichelt, Tübingen; S. 45: Daniel Gomolcke «Kurzgefaßter Inbegriff der vornehmsten Merkwürdigkeiten von der kais. und kgl. Stadt Breslau in Schlesien». Breslau 1733, 3. Teil, zwischen den Seiten 184 und 185; S. 46–53: Stadtmuseum Schramberg; S. 69: Gerhard Kolb, Blaustein.

Keine Tiefgarage im Sindelfinger Klostergarten

(STZ) Im früheren Gartenbereich des einstigen Klosters von Sindelfingen, also dem Gelände nördlich der Martinskirche, soll die in der oberen Vorstadt geplante Tiefgarage nicht gebaut werden. Diese Entscheidung der Stadt wird von der Abteilung Archäologische Denkmalpflege im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg nachdrücklich gutgeheißen.

Die Fachleute der Landesarchäologie vermuten nämlich im fraglichen Gebiet «erhebliche archäologische Substanz». Man geht davon aus, daß sich nördlich der Martinskirche mit großer Wahrscheinlichkeit der urkundlich überlieferte Herrnsitz der Grafen von Calw befand.

Gegen den Alternativstandort für die Tiefgarage östlich des Domo-Warenhauses beziehungsweise westlich des Webschulgebäudes macht das Amt aus archäologischer Sicht dagegen keine grundsätzlichen Bedenken geltend. Zwar sei auch in diesem Gebiet mit archäologischen Befunden zu rechnen, verlautet es aus Stuttgart, doch könnten diese im Zuge der Baumaßnahmen dokumentiert werden, erklärte der Referatsleiter Mittelalterarchäologie Dr. Hartmut Schäfer gegenüber dem Städtischen Tiefbauamt.

Probleme mit dem Untergrund erwartet die Bauverwaltung beim geplanten Tiefgaragenbau nicht. Ein Gutachten des Geologischen Landesamts schildert den Baugrund als ordentlich. Grundwasser steht erst in einer Tiefe von unter 13 Metern an, und auf stärkere Schichtenwässer stieß man bei den vorbereiteten Untersuchungen nicht.

Die Stadt hat jetzt ein Stuttgarter Ingenieurbüro mit der Vorplanung für eine zweigeschossige Tiefgarage unter Oberer Vorstadt und Corbeil-Essonnes-Platz beauftragt.

Deutscher Preis für Denkmalschutz 1987

(DSI) Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz hat den Deutschen Preis für Denkmalschutz gestiftet, um Persönlichkeiten oder Gruppen auszuzeichnen, die durch ihre Initiative wesentlich zur Erhaltung und Rettung von Gebäuden, Ensembles, Altstadt-kernen, Dörfern und Bodendenkmälern beigetragen haben. Darüber hinaus gilt er auch Vertretern der Medien, die in beispielhafter Weise auf Probleme des Denkmalschutzes aufmerksam gemacht haben.

Der Deutsche Preis für Denkmalschutz wurde 1978 erstmals verliehen. Er besteht in der Vergabe

- des Karl-Friedrich-Schinkel-Ringes
- der Silbernen Halbkugel
- des Journalistenpreises.

Das Präsidium des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz hat am 5. November den Deutschen Preis für Denkmalschutz 1987 unter anderem an den Schwäbischen Heimatbund vergeben. In der Begründung heißt es: «Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND trägt seit vielen Jahren dazu bei, den verpflichtenden Wert von Kulturzeugnissen des schwäbischen Geschichtsraumes bewußt zu machen und diese Zeugnisse zu erhalten. Die Zeitschrift des Vereins, die «SCHWÄBISCHE HEIMAT», vermittelt fachlich anspruchsvolle und gleichermaßen anschauliche Informationen. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND leistet selbst mit Erwerb und Instandsetzung gefährdeter, kulturlandschaftlich wertvoller Bauten tätige und beispielgebende Denkmalerhaltung. Besonders verdienstvoll ist die Stiftung des Peter-Haag-Preises. Mit ihm werden jährlich Erhaltungsmaßnahmen ausgezeichnet, die sich bewußt an der Maßgabe substanzschonender Instandsetzung und denkmalverträg-

licher Nutzung orientieren und somit das Anliegen der Denkmalpflege exemplarisch verdeutlichen.» Den Journalistenpreis von 5000 DM erhielt u. a. die Fernsehjournalistin Susanne Offenbach von der Redaktion «Kultur und Gesellschaft» des Süddeutschen Rundfunks. Mit ihrem Film «Die Diener des Fürsten» hat Frau Offenbach über einen Zeitraum von sechs Jahren die Ausgrabung und Restaurierung der kostbaren Funde des Keltischen Fürstengrabes in Hochdorf bei Ludwigsburg beobachtet und die spannende und mühevollen Arbeit des Grabungsteams und der Restauratoren festgehalten. Geschickt eingestreute Szenen aus Asterix-Filmen lockern den Beitrag auf, der mit sauberen Recherchen, lebendigem Text und vorbildlicher Visualisierung besticht.

Hochschwarzwald soll Naturpark werden

(lsw) Der Hochschwarzwald soll zum Naturpark erklärt werden. Die Landesforstverwaltung Stuttgart bestätigte im Dezember entsprechende Bestrebungen von Landräten und Bürgermeistermeistern.

Das schon vor zehn Jahren ventilierte Naturparkvorhaben mit dem Feldberg als Mittelpunkt war bisher im Hochschwarzwald auf wenig Gegenliebe gestoßen. Gemeinden befürchteten eine Einengung ihrer Planungshoheit und die Landwirtschaft Anbaubeschränkungen. Wie es heißt, gelten derartige Einwände inzwischen als weitgehend ausgeräumt.

In Baden-Württemberg gibt es bereits fünf Naturparks, für die jährlich aus der Staatskasse zwei Millionen Mark aufgewendet werden. In den Parks werden landschaftspflegerische Maßnahmen gefördert sowie Vorkehrungen getroffen, um aus Landschaftsschutzgründen den Ausflugsverkehr in geordneten Bahnen zu halten.



Zunächst wollte man die 80 Jahre alte und mehr als hundert Meter lange Neutorbrücke in Ulm abreißen. Da Eisenbrücken aus wilhelminischer Zeit inzwischen aber Seltenheitswert besitzen, wird die alte Brücke, deren Eisenträger die Sicherheit nicht mehr gewährleisten, jetzt von Grund auf restauriert. An den Kosten beteiligt sich die Bundesbahn mit vier Millionen Mark; fast eineinhalb Millionen muß die Stadt Ulm aufbringen. Die Bauzeit wird eineinhalb Jahre betragen; dabei wird die Brücke aus ihrer Verankerung gelöst und um eineinhalb Meter angehoben.

Rohbau des Mannheimer Technikmuseums ist fertig

(STZ) Das Richtfest des künftigen Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim ist am 27. November nach der ungewöhnlich kurzen Bauzeit von 18 Monaten gefeiert worden. Die Eröffnung soll in zwei Jahren stattfinden. Als Baukosten sind bei der Bewilligung im Jahr 1984 insgesamt 110 Millionen Mark vorgesehen worden. Mit den üblichen Kostensteigerungen in der Bauwirtschaft wird der Gesamtbau 130 Millionen Mark kosten. Dieser Plan ist bisher eingehalten worden. In dem Bau mit 7500 qm Ausstellungsfläche stecken 2680 Tonnen Stahl, 1200 Tonnen Betonstahl und 15 000 cbm Beton. Nach der Grundsteinlegung im März 1985 wurden zunächst schwierige Gründungsarbeiten bewältigt. Im Mai 1986 be-

gann der eigentliche Rohbau. Ein ergänzender Ausstellungsbau von 150 Meter Länge ist für die neunziger Jahre vorgesehen. Im bisher ausgeführten Bau steckt hierfür bereits die Infrastruktur.

An dem Rohbau hingen beim Hissen des Richtkranzes die beiden Fahnen des Landes Baden-Württemberg. Die blauweißrote Stadtfahne von Mannheim wurde erst im Festzelt daneben gezeigt, beim eigentlichen Richtschmaus. Das Landesmuseum für Technik und Arbeit hat gegenwärtig 76 Mitarbeiter. Von den Planstellen sind zwei Drittel besetzt. Die 14 Wissenschaftler wurden zum 1. Januar durch vier weitere Mitarbeiter ergänzt, zwei wissenschaftliche Planstellen bleiben noch offen. Außerdem werden zeitweise 20 weitere wissenschaftliche Mitarbeiter bei den Vorbereitungsarbeiten beschäftigt.

75 Jahre staatliches Eichwesen

(lsw) Vor 75 Jahren wurden die 141 kommunalen Eichämter der Länder Baden und Württemberg zu 19 staatlichen Eichämtern zusammengefaßt. Bei einer Pressekonferenz erläuterte der Präsident des Landesgewerbeamtes, Karl Reuss, daß früher das mechanische Messen von Gewichten, Längen und Volumen bei den Eichämtern im Vordergrund stand. Heute seien aufwendige elektronische Meßverfahren in den Bereichen Medizin sowie Strahlen- und Umweltschutz hinzugekommen. Er sagte, die 248 Mitarbeiter in den neun baden-württembergischen Eichämtern täten ihre Arbeit «zwar nicht im Verborgenen, aber im Stillen».

Inventarisierung von alten Grenzzeichen

(PM) Die GEEK, Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleinodale in Baden-Württemberg e. V., hat am 1. Oktober 1987 mit der Inventarisierung historischer Grenzzeichen begonnen. Günter Meier, Vorsitzender der Gesellschaft, bittet die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes um Mithilfe bei der Rettung möglichst vieler dieser Zeugen des Rechtsbrauchs. Er schreibt: Es ist heute mancherorts geradezu zur Unsitte geworden, Grenzsteine aus einstigen Grenzlinien herauszunehmen und sie in Vorgärten u. ä. zu verbringen, ohne dabei zu bedenken, daß der Grenzstein damit seiner eigentlichen Funktion, nämlich den Grenzverlauf auszuweisen, beraubt wird. Bereits im Jahre 1977 wollten öffentliche Stellen historisch wertvolle Steine inventarisieren, jedoch war diesem Unternehmen ein nur geringer Erfolg beschieden. Unsere Mitglieder haben zwar mittlerweile tausende solcher Rechtsdenkmale aufgenommen, doch immer noch zu wenig in Anbetracht dessen, was es noch zu sichern gilt. Mit dieser Aktion wollen wir heimatverbundene Mitbürger ansprechen, die sich vor Ort einigermaßen gut auskennen, bereit sind, sich ein wenig in die Geschichte ihrer engeren Heimat einzulesen und die nötige Liebe und Geduld aufbringen, alte Grenzzeichen aufzusuchen und zu verzeichnen. Als Unterlagen stellen wir den Interessenten eine kleine Anleitung neben einer Vorlage des Inventarisierungsbogens kostenlos zur Verfügung, von dem nach Belieben Kopien für diesen Zweck hergestellt werden können (weitere Bögen können bei uns im Bedarfsfall gegen Unkostenerstattung angefordert werden). Verpflichtungen uns gegenüber entstehen dem Inventarisierenden in keiner Weise: Die Unterlagen verbleiben bei ihm, er allein bestimmt, wem er Einsicht gewährt und wem nicht. Natürlich würden wir uns für Forschungszwecke darüber freuen, könnten uns die gewonnenen Unterlagen zur Fertigung von Kopien überlassen werden. In erster Linie geht es uns aber darum, daß die Grenzzei-

chen möglichst vollständig erfaßt und damit auch gesichert werden.

Kontaktadresse:

Günter Meier, Postfach 1160,
7526 Ubstadt-Weiher 1,
Telefon (0 72 53) 68 15
Hans Schild, In den Erlen 15,
7595 Sasbachwalden

Jagdjahr 1986/87: Weniger Wild erlegt

(lsw) Im Jagdjahr 1986/87 sind in Baden-Württemberg deutlich weniger Wildtiere erlegt worden als in den Vorjahren. Bei keiner Wildart konnten die behördlich festgestellten Sollzahlen der Abschlußpläne erreicht werden, wie aus der amtlichen Jagdstatistik der obersten Jagdbehörde Baden-Württemberg hervorgeht, die vom Landesjagdverband in Stuttgart veröffentlicht wurde. Doch trotz der sinkenden Jagdstrecken haben die Jagdbehörden die Abschlußpläne für das laufende Jagdjahr 1987/88 bei allen Schalenwildarten noch einmal heraufgesetzt, um die Belastung der Wälder durch Wildschäden zu mindern.

Besonders kraß zeigt sich die Kluft zwischen Plan und tatsächlichem Abschluß beim Rothirsch: 1876 Stück sollten 1986/87 geschossen, doch nur 1603 konnten erlegt werden. Während die Jäger das oberste Limit erreicht und die Bejagbarkeit der Bestände regional bereits in Gefahr sehen, wurde der Plan für 1987/88 nochmals auf 1985 Hirsche erhöht. Auch das nur regional vorkommende Damwild soll weiter reduziert werden: 546 Stück wurden geschossen, 659 sollen in diesem Jagdjahr zum Abschluß freigegeben werden.

Auch seltene Schalenwildarten müssen im Lande bejagt werden: So wurden 154 Sikahirsche im Südschwarzwald erlegt; 271 sollen in diesem Jahr geschossen werden. 372 Gemsen wurden im Schwarzwald und in Südwürttemberg Beute der Jäger, doch die Behörde sieht für 1987/88 651 Tiere zum Abschluß vor. Auch die nur örtlich vorkommenden Muffel-Schafe sind im Wald nicht beliebt: 46 wurden geschossen, 63 sollen es nunmehr sein.

Die häufigste Wildart in Baden-Württemberg ist das Rehwild, bei dem vor allem deshalb ein Abschluß-Defizit aufgetreten sein dürfte, weil Wildbret nach der Tschernobyl-Katastrophe aus Furcht vor Strahlenschäden nicht oder nur schwer abgesetzt werden konnte. Die Belastung hat sich inzwischen normalisiert, so daß nur in wenigen Teilen Oberschwabens noch regelmäßige Messungen angeraten scheinen. Wild aus den übrigen Landesteilen kann nach Aussagen der Landesregierung in den üblichen Mengen unbedenklich verzehrt werden. 144 066 Rehe wurden geschossen oder kamen bei Unfällen um (11 837 Stück). Laut Plan sollen es 1987/88 153 102 Rehe sein.

Daneben wurden 6716 Wildschweine, 42 187 Hasen, 12 175 Kaninchen, 24 939 Füchse, 2655 Dachse, 717 Baumarder, 6179 Steinmarder, 1487 Iltisse, 666 Rebhühner, 18 098 Fasanen, 128 Waldschneppen, 10 334 Wildtauben und 29 997 Wildenten zur Strecke gebracht. Nur Dachs und Iltis haben deutlich zugenommen. Alle anderen Arten weisen, meist wegen freiwilligen Bejagungsverzichts der Jäger, geringere Streckenergebnisse auf.

Archäologiepreis 1987 wurde vergeben

(lsw) – Der mit 5000 Mark dotierte Württembergische Archäologiepreis der Volks- und Raiffeisenbanken ist am 14. Dezember 1987 in Stuttgart vergeben worden. Die Auszeichnung für «Amateur»-Forscher teilen sich der Zahnarzt Hans-Heinz Hartmann (56) aus Bad Rappenau sowie der Förderverein zur Erforschung und Erhaltung der Kulturdenkmale Stein. Hartmann wurde der Preis für seine Studien über Keramiken (Terra Siggilata) aus der römischen Kaiserzeit im Südwesten zuteil. Der Förderverein erhielt ihn für seine jahrelangen Anstrengungen, in Hechingen-Stein (Zollernalbkreis) einen der größten römischen Gutshöfe auszugraben und herzurichten.

Ingelfingen: Beispiel für Naturzerstörung

(Isw) Auf dem Schellenberg bei Ingelfingen sind die Tage für Raubwürger, Dorngrasmücke und Neuntöter gezählt. In nicht allzu langer Zeit, so steht zu befürchten, werden die bereits überall stark dezimierten Vogelarten auch aus dieser bisher noch intakten bäuerlichen Kulturlandschaft vertrieben sein. Verschwunden wie die Schwarzdornhecken und Brombeerbüsche, wo sie heute noch ihre Nester bauen, und die zahlreichen Insekten, die ihre Nahrung sind. Die Entwicklung scheint vorprogrammiert.

Das Unheil, das hier droht, heißt Flurbereinigung. Während im nahen Krauthaim – quasi um die Ecke – mit Landesmitteln und viel Publicity eine Art Vorzeige-Biotop auf die Beine gestellt wird, verschwindet in Ingelfingen heimlich, still und leise ein in Jahrtausenden gewachsener wertvoller Lebensraum, wo heute noch an die achtzig Vogelarten anzutreffen sind. Deshalb kann vom vielgepriesenen «Denkwandel» in der Flurbereinigung nach Auffassung von Naturschützern keine Rede sein. «Schleichend und lautlos», so Wolfgang Epple, Geschäftsführer beim Landesverband des Deutschen Bundes für Vogelschutz (DBV), «werden durch die Flurbereinigungen zahlreiche Arten beseitigt».

Anhand des Beispiels Ingelfingen hat der DBV jetzt in einem wohl einmaligen, sehr umfangreichen Gutachten die Schwächen der in Baden-Württemberg praktizierten Flurbereinigungsverfahren aufgezeigt. Die Studie von Rainer Luick kommt zu dem Ergebnis: Es hat sich nicht allzu viel geändert, die ökologischen Opfer, die gebracht werden, sind noch immer erheblich zu hoch. Die seit 1984 gültige und allgemein so positiv bewertete «Verwaltungsvorschrift über die ökologische Bewertung von Landschaftselementen in der Flurbereinigung» ist in den Augen der Naturschützer völlig untauglich. Dort werde zwar der Erhalt der «landschaftlichen Eigenart und biologischen Vielfalt» als wesentliches Ziel formuliert, in der Praxis aber genau das Gegenteil erreicht.

Die Kritik des Vogelschutzbundes setzt schon bei der Landschaftsbewertung an: Um die «Erhaltenswürdigkeit» einer Landschaft einzuschätzen, wird sie im Flurbereinigungsverfahren «atomisiert», das heißt, jeder Busch und Baum wird für sich bewertet, wobei dann der ökologische Gesamtspekt verlorengeht. Die Kriterien, die angelegt werden, sind nach Auffassung des DBV zu grob. So werden beispielsweise Hecken vor allem nach ihrem Alter bewertet. Dabei fallen dann besonders junge und alte Exemplare als minderwertig aus dem Raster. Das trifft auch auf Niederhecken zu, obwohl sie als Nistplatz für viele gefährdete Vogelarten von hoher ökologischer Bedeutung sind. Die Gras- und Krautvegetation wird danach beurteilt, wie dicht der Wuchs ist – nach Ansicht der Naturschützer ein unsinniges Kriterium, da es nichts über den ökologischen Wert einer Wiese aussagt. Im übrigen hängt alles von den Fähigkeiten des Bewerter ab. Und der kann alles sein: Gärtner, Student oder promovierter Biologe. Wie dann in der Praxis eine auf diese Weise flurbereinigte Fläche aussieht, ist anschaulich in unmittelbarer Nachbarschaft des Schellenbergs zu besichtigen: Eine pingelig gesäuberte Landschaft, aus der alle «Mißformen» wie vorspringende Hecken, störendes Buschwerk oder hinderliche Steinriegel ausgemerzt sind, da sie ja einen «Wertverlust» darstellen würden. Wo Gebüschflächen stehen geblieben, sind sie ökologisch entwertet, da sie von breiten Wegen eingerahmt werden, die als Barriere wirken. Auch Hecken, die wie einsame Inseln inmitten einer leergeräumten Agrarsteppe übriggeblieben sind, nutzen nichts mehr, da Vögel auf zusammenhängende Flächen angewiesen sind. Liegen Biotope zu weit voneinander entfernt, werden sie über kurz oder lang aufgegeben.

Nach Auffassung der Vogelschützer müßte eine so intakte Kulturlandschaft wie der Schellenberg für die Flurbereinigung grundsätzlich tabu sein. Seine Forderung: Die Besitzer sollten aus dem Ökologieprogramm der Landesregierung Gelder zur extensiven Pflege der ökologischen Vorrangflächen zur Verfügung gestellt

bekommen. Grundsätzlich müßten alle zur Zeit laufenden 633 Flurbereinigungsverfahren noch einmal überprüft werden – und zwar auch mit Hilfe des privaten Naturschutzes. Im Fall Schellenberg, wo sich der DBV zur Kartierung anbot, wurde darauf verzichtet. Das Argument der Behörde: zu große Befangenheit des Naturschutzverbandes.

Umwelt-Wettbewerb «Jugend schützt»

(DBV) Der Wettbewerb «Jugend schützt Tier, Natur und Umwelt» wird auch 1988 – wie in jedem Jahr – wieder ausgeschrieben. Er wurde 1983 unter dem Namen «Igelpreis» ins Leben gerufen und steht unter der Betreuung durch 5 Stifterverbände, darunter der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV), der Deutsche Tiereschutzbund und die Felix-Wankel-Stiftung. Bewertet und prämiert werden Arbeiten aus dem Bereich des Natur- und Umweltschutzes, aber auch Bemühungen um den Tiereschutz im speziellen. Eingesandt werden können sowohl Berichte über praktische Arbeiten, als auch über heranstehende Vorhaben oder gar Theaterstücke. In der kommenden Ausschreibung 1988 soll der literarischen Auseinandersetzung mit dem Natur- und Umweltschutz mehr Gewicht zukommen. Einsendeschluß ist der 31. Mai 1988.

Als Preis für eine Arbeit können Geldpreise bis maximal 5000,- DM vergeben werden. Trostpreise sind in Form von Büchern möglich. Der DBV-Kreisverband ruft besonders Kinder- und Jugendgruppen und Schulklassen aus dem Kreis Ludwigsburg zur Teilnahme an «Jugend schützt» auf. Der Wettbewerb soll die Verbreitung des Naturschutzgedankens fördern und Jugendliche frühzeitig in die Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt einführen helfen. Bewerbungsunterlagen sind beim DBV-Kreisverband Ludwigsburg, Ludwig-Herr-Straße 82, 7014 Kornwestheim erhältlich.

«Altneckar Horkheim» unter Naturschutz

(RPS) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat für das Naturschutzgebiet «Altneckar Horkheim» die entsprechende Rechtsverordnung erlassen. Damit erhält ein über 43 ha großes Gebiet auf der Gemarkung der Gemeinden Lauffen und Nordheim im Landkreis Heilbronn und auf dem Gebiet von Horkheim, Klingenberg und Sontheim im Bereich des Stadtkreises Heilbronn den höchsten Schutz, den das Naturschutzrecht kennt. Damit besitzt der Landkreis Heilbronn insgesamt 6 Naturschutzgebiete, während im Bereich des Stadtkreises Heilbronn insgesamt 4 Naturschutzgebiete rechtsgültig ausgewiesen sind. Das Regierungspräsidium will mit der nunmehr erfolgten Unterschutzstellung einen entscheidenden Beitrag zur Erhaltung eines der letzten Neckaraltarmgebiete mit seiner reichhaltigen Fauna und Flora, den charakteristischen Ufersteilzonen und den im Flußbett bestehenden Schotterbänken leisten. Insbesondere der kleinen Graureiherkolonie, die sich auf der Insel zwischen Schifffahrtsstraße und Altneckar angesiedelt hat, soll mit Hilfe der Unterschutzstellung ein langfristiges Überleben ermöglicht werden.

Die Verarmung der Artenvielfalt entlang des Neckars ist mit einer Folge des Ausbaus des Neckars zum Kanal, der mit vielfachen Begradigungen und sonstigen Veränderungen des Flußlaufs verbunden war, mit der Folge, daß die charakteristischen Elemente der Neckaraltarme wie Kiesbänke, Steilufer, Inseln, Schotterflächen, Gewässerstrecken unterschiedlicher Tiefe und mit unterschiedlicher Fließgeschwindigkeit weitestgehend verloren gingen. Die Anpassung an die Notwendigkeit der modernen Schifffahrt wie einheitliche Ufer, gleichmäßige Wasserführung hatte natürlich zur Folge, daß sich langfristig im Lebensraum «Fluß» allenfalls sogenannte «Allerweltsarten» halten konnten, während Arten, die auf die typische Charakteristik der Altarme angewiesen waren, dem sukzessiven Ausbau des Neckars zur Wasserstraße größtenteils zum Opfer fielen.

Paradebeispiel hierfür sind insbesondere der Graureiher und andere vom Aussterben akut bedrohte Arten.

Zum Schutz der kleinen Graureiherkolonie wurden deshalb im Süden des Schutzgebiets zwei Bereiche, die außerhalb des unmittelbaren Flußlaufs liegen, ebenfalls in das Schutzgebiet mit einbezogen.

Auch der Fischbestand wurde im Zuge des Ausbaus des Neckars arg in Mitleidenschaft gezogen. Über 70% der in der Bundesrepublik bekannten Süßwasserfischarten sind mittlerweile vom Aussterben bedroht. Deshalb ist es erstaunlich, daß sich im Altneckar bei Horkheim trotz der vielfältigen Belastungen noch insgesamt 23 Fischarten tummeln. Die Laichplätze und die Unterschlupfmöglichkeiten dieser Fischarten sind aber sowohl durch den Ausbau des Flusses als auch durch den Bootsverkehr insbesondere im Ufer- und im Flachwasserbereich gefährdet. Deshalb drängt das Regierungspräsidium Stuttgart auf eine starke Beschränkung des Bootsverkehrs beim dafür zuständigen Bundesverkehrsministerium.

Reutlinger Marienkirche erstrahlt in neuem Glanz

(lsw) Die Marienkirche im Zentrum Reutlingens, eines der großen bedeutenden Gotteshäuser in Württemberg und Süddeutschland, erstrahlt nach zweieinhalbjähriger Bauzeit in neuem Glanz. Landesbischof Hans von Keler stellte die Kirche nach dem Abschluß der Innenerneuerung am 1. Adventssonntag wieder in Dienst. Allerdings ist sie seit Januar für den Einbau der Orgel bis Ende April nochmals teilgeschlossen. Die Restaurierung war nach fast 20jährigen Überlegungen und Planungen 1985 begonnen worden. Sie kostet 5,2 Millionen Mark. Die Kirche gibt 2,1, das Denkmalamt zwei und der Bund eine Million Mark, die Gemeinde muß zwei Millionen Mark aufbringen. Hinzu kommt hinter dem alten Prospekt für 930 000 Mark eine neue Orgel, die bereits aus Spenden finanziert ist.

Mit dem Bau der Kirche war 1247 begonnen worden. Nach dem überraschenden Sieg bei einer Belagerung

durch die Stauferfeinde hatten die Reutlinger, Anhänger der Staufer, in Erfüllung eines Gelübdes eine Marienkapelle von den Bebenhäuser Zisterziensern erbauen lassen, und zwar noch als Basilika angelegt im Übergangsstil zur Gotik. Sie hatten dann den Bau zu einer großen Kirche in der Hochgotik bis zur Vollendung des Turmes 1343 weitergeführt. Dabei wurde die Kirche durch Verbindungen zur Straßburger Münsterbauhütte stark an das System der französischen Gotik angelehnt und eine Reihe Elemente der Kathedralen – wie sonst nur in Ulm – übernommen. So gilt die Westfassade so prachtvoll wie das Straßburger Münster – in Süddeutschland gibt es nichts Gleichwertiges.

In der Größe entspricht die Kirche der Stiftskirche in Stuttgart und den Kirchen in Urach und Heilbronn. Man vergleicht sie mit der Frauenkirche in Esslingen. Das Kostbarste sind die zwei Steinmetzarbeiten, die als einzige Ausstattungstücke vom Brand 1726 verschont geblieben sind. Der Taufstein von 1499, einer der prachtvollsten und bedeutendsten Süddeutschlands, und das Heilige Grab aus der gleichen Zeit gehören mit ihren reichen Formen zum Besten der Spätgotik, bereits mit Anklängen der Renaissance in der individuellen Gestaltung der Gesichter – es gibt wenig von vergleichbarem Rang, so die Kunsthistoriker.

Das Kircheninnere war in dem vergangenen Jahrhundert völlig eingeschwärzt. Da alle Flüssigmittel nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich waren, mußten der gesamte Raum von Hand im Trockenreinigungsverfahren mühsam abgekratzt und auch die Fenster sorgfältig gereinigt werden. Mit dem ebenfalls gesäuberten Gestühl und der übrigen Ausstattung aus der Jahrhundertwende bietet die Kirche in ihrer Monumentalität nun – mit nur ganz wenigen unerläßlichen modernen Zutaten – ein einheitliches Gesamtbild, wie man es in dieser Größenordnung selten findet. Mit einer ausgeklügelten Beleuchtung strahlt die bisher düstere, höhlenartige Reutlinger Marienkirche jetzt im wörtlichen Sinne in neuem Glanz – wenn auch mit alter Leuchtkraft.

Mehr Schutz für Wurzacher Ried

(STZ) Das bedeutendste intakte Hochmoor Mitteleuropas – das Wurzacher Ried – soll in seiner Gesamtheit in den Besitz der öffentlichen Hand übergehen und vollständig unter Naturschutz gestellt werden. Nach der erfolgten Zusage des Bundes, 90 Prozent der Kosten für Grundstückskäufe zu übernehmen, beschloß der Ravensburger Kreistag einmütig, das in seiner Art größte Projekt zum Schutz eines Riedes im Bundesgebiet in Angriff zu nehmen. Etwa 25 Millionen Mark will der Landkreis für den Ankauf von 600 Hektar Moorflächen ausgeben. 950 Hektar der Flächen im Moor befinden sich bereits in Staatsbesitz.

Die bisher landwirtschaftlich genutzten Flächen, die jetzt angekauft werden, sollen durch intensive Pflegemaßnahmen wieder in ihren Naturzustand versetzt werden. Weiter sieht das Projekt vor, um das unter Naturschutz stehende Kerngebiet eine ausgedehnte Randzone entstehen zu lassen, die in freiwilligen Vereinbarungen mit den Landwirten Nutzungseinschränkungen unterliegen soll. So soll ausgeschlossen werden, daß das Moor von den Randflächen her geschädigt wird.

Die entsprechenden Planungen des Landratsamtes hatten in der Vergangenheit vor allem 600 betroffene Landwirte rund um das Wurzacher Ried stark verunsichert, da viele um ihre Existenz fürchteten. Teilweise sei es jetzt gelungen, die Skepsis und das Mißtrauen bei den Landwirten abzubauen. Jedoch sei das Eis noch nicht gebrochen, betonte Landrat Guntram Blaser bei der Vorstellung des Projekts im Kreistag. Blaser rechtfertigte die Eile, in der der Plan vorangetrieben wurde, mit den Zuschüssen des Bundes, die teilweise verfallen wären, wenn das Projekt nicht noch im Jahr 1987 in Angriff genommen worden wäre.

Die von den Nutzungseinschränkungen betroffenen Bauern sollen im Rahmen des Ökologie-Programmes der Landesregierung entschädigt werden. «Wir setzen dabei voll und ganz auf freiwillige Vereinbarungen

mit den Landwirten», betonte Blaser. Deshalb sei im Moment nicht daran gedacht, die Randzone des Riedes zum Landschaftsschutzgebiet zu erklären und Nutzungseinschränkungen auf diesem gesetzlichen Wege durchzusetzen. Das Landratsamt will bei den Landwirten den gezielten Düngemiteleinsatz und eine extensivere Bewirtschaftung der Fläche anstreben.

Deutliche Kritik übten die Grünen im Kreistag daran, daß nicht schon früher in der Öffentlichkeit über das Projekt geredet worden sei. Jetzt würde den betroffenen Bauern ein Projekt übergestülpt, bei dem vieles noch unklar sei und zudem ein ökologisches Gesamtgutachten fehle. Letzteres will man im Landratsamt später vorlegen. Kritik kam allerdings auch aus der CDU-Fraktion. Von ihr wurde bemängelt, daß der Vertrag zwischen Landkreis und Land viele Fragen bezüglich einer langfristigen Förderung des Projekts durch das Land offenlasse und man sich nur verpflichte, «im Rahmen der verfügbaren Haushaltsmittel» die Projektkosten zu tragen.

Denkmalschutz nicht nur für Häuser gefordert

(STZ) Haben die Denkmalschützer ihr Augenmerk bisher zu einseitig auf Häuser und Mauern gerichtet und dabei möglicherweise ganz den Umweltschutz vernachlässigt? «Wir sind verpflichtet, unser ganzes Kulturgut zu erhalten», meinte Diedrich Bruns, Stadt- und Landschaftsplaner aus Schorndorf, der am 21. November beim zweiten Kreisgeschichtstag des Rems-Murr-Kreises in Schorndorf vor Archivaren, Städteplanern und Kommunalpolitikern die «unwiederbringlichen Verluste an Kultur- und Naturgut» bei Sanierungsmaßnahmen kritisiert hat. Die Folgen seien bereits absehbar: Durch die zunehmende Flä-

chenversiegelung gebe es immer weniger biologisch aktive Flächen.

Die menschlichen Siedlungen seien für viele Tier- und Pflanzenarten zu einem neuen Lebensraum geworden. Bruns: «In den Übergangsbereichen zwischen Wohngebieten und Feldflur ist die größte Artenvielfalt.» Dreißig Prozent der Tier- und Pflanzenarten in den Städten und Dörfern könnten nur noch mit Hilfe des Menschen existieren. Aber ausgerechnet hier sind die meisten Arten vom Aussterben bedroht. «Wir müssen uns fragen, ob wir uns das leisten können», gab der Planer zu bedenken. Selbst auf Schuttplätzen, an Gleiskörpern und zwischen Pflastern würde man Mosaiksteine von Biotopen finden. All dies werde bei Sanierungen wenig berücksichtigt.

Die Verluste fänden nur scheinbarweise statt, doch auf Dauer gesehen sei die Wirkung «ungeheuer groß». Beispiel Grundwasser: «Was wir in zehn Jahren messen können, liegt innerhalb von Toleranzgrenzen. In hundert Jahren stellen wir jedoch fest, daß ganze Landschaftstypen fehlen, etwa Auwälder.» Am schlimmsten sei Heilbronn dran: 90 Prozent der Fläche der Käthchenstadt sei bereits versiegelt. Hinterhöfe und Vorgärten seien betoniert oder bituminisiert. Ökologische Sünden gibt es aber offenbar überall im Lande bei Sanierungsmaßnahmen. Nicht jede Stadtmauer müßte wieder instandgesetzt werden, wenn sie bereits zu einem neuen Lebensraum für Tiere und Pflanzen geworden sei. Man sollte sie so lassen wie sie seien, falls keine statischen Probleme auftauchen, meinte Bruns. Denkmalschutz und Naturschutz müßten nach Meinung von Diedrich Bruns keine Gegensätze sein, sondern hätten vielmehr ein gemeinsames Ziel, nämlich die Bewahrung und Entwicklung eines kulturellen und natürlichen Erbes. Bruns setzte sich deswegen für ressortübergreifende Planungen in den Behörden ein. Sanierungsziele müßten darin bestehen, die örtlichen Besonderheiten herauszuarbeiten, also die Hauslandschaften, die Bau- und Konstruktionsformen genauso wie die Verbreitung der Tier- und Pflanzenarten.

Pläne für Golfplatz am Schönbuchrand

(STZ) Wenn die Pläne einer Interessengruppe, die sich in Böblingen zusammengefunden hat, Wirklichkeit werden, dann wird es in absehbarer Zeit einen neuen Golfplatz am nördlichen Schönbuchrand geben. Ein 70 Hektar großes Gelände bei der Domäne Schaichhof auf Markung Holzgerlingen, das bisher landwirtschaftlich genutzt wurde, soll – so die Vorstellungen der Initiatoren – in Grünland umgewandelt werden und einen clubeigenen 18-Loch-Platz sowie eine für die Öffentlichkeit bestimmte Neun-Loch-Anlage aufnehmen. Voraussetzung dafür ist freilich, daß die beteiligten Behörden ihre Zustimmung geben, wobei die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege ein gewichtiges Wort mitzureden hat ebenso wie die zuständigen Gemeinden. Der Böblinger Landrat Dr. Heeb, der die Golfplatz-Pläne wohlwollend verfolgt, sondiert in diesen Tagen beim Regierungspräsidium, wie die Chancen für eine Genehmigung des ungewöhnlichen Vorhabens stehen.

Gibt es überhaupt einen Bedarf für einen Golfplatz im Kreis Böblingen? Diese Frage bejaht Direktor Herbert Mayer, Vorstandsmitglied der Böblinger Kreissparkasse und Sprecher der neugegründeten «Interessengruppe Golfplatz Schönbuch», ohne zu zögern. Das Interesse an einem Golfplatz gewissermaßen vor der Haustür sei enorm. «Ich habe schon eine umfangreiche Vormerkliste mit viel Prominenz aus dem Kreisgebiet, aber auch mit einfachen Bürgern», verrät Herbert Mayer. Dieses Interesse hängt offenbar damit zusammen, daß der Club, der den Golfplatz bei Mönsheim betreibt, seit langem keine neuen Mitglieder mehr aufnimmt und der andere Platz in erreichbarer Entfernung, Schloß Weitenburg bei Rottenburg, relativ teuer ist.

Der überwiegende Teil des ausgewählten Geländes liegt auf der Markung Holzgerlingen, kleine Bereiche auf den Markungen Weil im Schönbuch und Altdorf. Im bevorstehenden Genehmigungsverfahren kommt

diesen drei Gemeinden deshalb eine wichtige Rolle zu. Bisher ist die Resonanz aus den drei Rathäusern «zurückhaltend-positiv», wie Herbert Mayer sagt. Falls die Vorverhandlungen mit dem Regierungspräsidium erfolgreich verlaufen, will die Interessengruppe im nächsten Schritt mit Bauvoranfragen auf die drei Gemeinden zugehen.

Das Projekt Golfplatz Schönbuch hat aber nicht nur Befürworter. Auch Kritiker der geplanten Anlage haben sich schon zu Wort gemeldet. So lehnt Christa Vennegerts aus Böblingen, Bundestagsabgeordnete der Grünen, den geplanten «Spielplatz für die Reichen» aus ökologischen Gründen nachdrücklich ab.

Freie Jagd auf Rabenkrähen und Elstern

(lsw) Die Bekanntgabe der Landesregierung, Rabenvögel seien vom 15. Dezember 1987 an vier Monate lang zum Abschluß freigegeben, stößt bei Naturschutzverbänden und Oppositionsparteien auf heftigen Protest. Der Landesverband Baden-Württemberg des Deutschen Bunds für Vogelschutz (DBV) und die Grünen wiesen darauf hin, daß die EG-Vogelschutzrichtlinien weiter in Kraft seien. Die Landesregierung habe fälschlicherweise den Eindruck erweckt, als dürfe jetzt auf Rabenkrähen und Elstern geschossen werden. Der DBV forderte die Bevölkerung auf, «sinnloses Töten von Rabenkrähen und Elstern» anzuzeigen.

Der Naturschutzverband kritisierte auch, entgegen den Aussagen der Landesregierung habe es keine «umfangreichen» Erörterungsverhandlungen gegeben. Ministerpräsident Lothar Späth habe sich auf dem Landesjärgertag in Schwäbisch Hall mit dem voreilig gegebenen Versprechen für eine Regelung im Sinne der Jagd in Zugzwang gebracht.

Die FDP nannte es einen «umweltpolitischen Skandal», daß das Thema ohne vorherige Diskussion auf den Tisch gebracht worden sei. Sie sei vor allem erschüttert, wie der Umweltausschuß im Parlament überspielt worden sei.

Ein Bauernmuseum beim Wasserschloß Glatt?

(SchB) Noch sind sie in Horb ausgestellt, die Zeugnisse bäuerlicher Kultur vergangener Zeiten aus dem Raum Horb und Sulz, doch wenn sich die Kreise Freudenstadt und Rottweil daran machen, gemeinsam ein Bauernmuseum zu errichten, wird möglicherweise die Scheune beim Wasserschloß in Glatt ihre neue Bleibe werden. Dort wären die Gegenstände ideal untergebracht, meint der Gutachter, der Regierungsbeauftragte Dr. Neuffer von der Museumsberatungsstelle beim Regierungspräsidium Tübingen, der verschiedene denkmalgeschützte Gebäude hauptsächlich im Altkreis Horb, aber eben auch das im Kreis Rottweil liegende Wasserschloß in Glatt auf ihre Eignung hin untersucht hatte. Allein schon von den baulichen Voraussetzungen her spricht seiner Meinung nach alles für Glatt, wie Landrat Manfred Autenrieth im Herbst 1987 dem Kulturausschuß des Rottweiler Kreistages berichtete. Dr. Neuffer sieht aber auch noch weitere Gründe, die für Glatt sprechen: Zum einen würde das bei der Scheune liegende Wasserschloß geeignete Räume bieten, um begleitende Ausstellungen anzubieten, zum anderen gibt es bereits einen Besucherstrom zum Wasserschloß, der auch dem Museum zugute kommen würde.

Anzunehmen, daß damit die Sache für Glatt bereits gelaufen wäre, ist dennoch eine zu optimistische Einschätzung, wie Autenrieth klar machte. Vor allem aus Horb rechnet er mit Widerständen, wenn die Sammlung, die derzeit in Horb eher eingelagert als ausgestellt ist, über die Kreisgrenze hinweg gebracht werden soll, obwohl 54 Prozent des Museumsgutes aus dem Raum Sulz stammen. Zwar habe sich nach ersten Überlegungen in dieser Richtung der Sturm der Entrüstung mittlerweile etwas gelegt, dennoch ist seiner Meinung nach noch alles offen. Autenrieth: «Man kann grad so gut mit dem Vorhaben scheitern wie Erfolg haben».

Ausstellungen erinnern an Philipp Matthäus Hahn

(lsw) Der schwäbische Astronom und Ingenieur, Philipp Matthäus Hahn (1739–1790), steht im Mittelpunkt mehrerer Ausstellungen, die das Württembergische Landesmuseum Stuttgart und vier Kommunen für 1989/90 planen. Dabei soll der Lebensweg des Pfarrers, Tüftlers und «Ur-Vaters der Computer», dessen Geburtstag sich im November 1989 zum 250. Mal jährt, jeweils an den biographischen Schauplätzen nachgezeichnet werden.

Der Direktor des Landesmuseums, Claus Zoege von Manteuffel, verwies darauf, daß eine derartige Zusammenarbeit zwischen Land und Kommunen neu sei. Anders als bei den «Exotischen Welten» werde es hier keine Haupt- und Nebenausstellungen geben, sondern alle fünf Ausstellungen sollten gleichberechtigt nebeneinander stehen. Jede Ausstellung wird zwar einen typischen Aspekt aus Hahns Schaffen behandeln, ein Gesamtüberblick soll aber jeweils durch Kurzbiographien, historische und kulturhistorische Hintergrundinformationen gewährleistet sein.

Im Mittelpunkt der Stuttgarter Ausstellungen werden die drei großen astronomischen Maschinen Hahns stehen, in Onstmettingen auf der Zollernalb die Waagen, in Kornwestheim Rechenmaschinen und Sonnenuhren und in Leinfelden-Echterdingen die Taschenuhren. Der Geburtsort Hahns schließlich, Scharnhausen (Ostfildern), wird den Schwerpunkt auf die biographischen Aspekte und die Darstellung des sozialen und kulturellen Umfelds legen.

Zu den Ausstellungen wird ein zweibändiger Katalog erscheinen, der einen Gesamtüberblick gibt und wissenschaftliche Beiträge, Aufsätze sowie ein komplettes Werksverzeichnis enthält. Außerdem werden eine Autobiographie Hahns und seine Werkstattbücher publiziert.

Münsterplatz Ulm: Ab März wird gegraben

(STZ) Bevor das neue Stadthaus von dem amerikanischen Architekten Richard Meier auf dem Ulmer Münsterplatz gebaut werden kann, wollen Archäologen den Untergrund archivieren. Wie die Referentin für Stadtarchäologie beim Landesdenkmalamt, Judith Oexle, mitteilte, wurde pünktlich am 1. Dezember um 10.30 Uhr mit dem ersten Grabungsabschnitt vor dem Neuen Bau begonnen. Im März soll es dann mit 20 Hilfskräften vom Arbeitsamt auf dem Münsterplatz richtig losgehen. Gegraben wird freilich nur dort, wo später auch gebaut werden soll – zunächst im Westen, dann im Osten.

Wenn 1990 die archäologischen Grabungen beendet sein werden, soll der Grundstein für den Meier-Bau, wenn alles planmäßig läuft, längst gelegt sein. Teilweise laufen Bau- und Grabungsarbeiten parallel. Die Kosten teilen sich das Landesdenkmalamt und die Stadtanierung. Damit nicht etwa dem Forscherdrang der Archäologen der Münsterturm zum Opfer fällt, werden die Grabungsarbeiten abgesichert und vom Statiker überwacht.

Die Wissenschaftler erhoffen sich interessante Aufschlüsse über die frühmittelalterliche Ulmer Stadtgeschichte. Schon bei einer Sondierungsgrabung des Landesdenkmalamts im Sommer 1986 wurden zwischen Neuem Bau und Münsterplatz Teile der staufischen Stadtbefestigung und Grubenhäuser aus vorstauferischer Zeit gefunden. Zwölf ähnliche Grubenhäuser hat das Landesdenkmalamt inzwischen bei einer Grabung von Juli bis Oktober 1987 auf dem Gelände des ehemaligen Grünen Hofes freigelegt. Dort baut die Stadt Ulm ein neues technisches Rathaus. Zuvor hat das Landesdenkmalamt auf der 900 Quadratmeter großen Fläche das im Boden vergrabene Geschichtsbuch der Stadt dokumentiert. Zahlreiche Funde in Latrinen und Abfallgruben können Aufschluß geben über Handwerk und Lebensstandard im mittelalterlichen Ulm.

Ähnliche Hinweise erhofft sich das Landesdenkmalamt auch von den

Grabungen auf dem Münsterplatz. Hier stand das Barfüßerkloster, das 1875 abgerissen und schon einmal im 14. Jahrhundert abgebrannt war. Vor allem mögliche Reste dieser alten Kirche machen die Archäologen neugierig. Gleichzeitig erhoffen sie sich Hinweise über die frühe Nutzungsgeschichte des Münsterplatzes, denn Urkunden geben darüber nur spärliche Auskunft.

Stuttgarter Liederhalle im Denkmalsbuch

(RPS) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat Ende Oktober sowohl eines der städtebaulichen als auch der kulturellen Zentren Stuttgarts, nämlich die in unmittelbarer Nachbarschaft zum Regierungspräsidium gelegene Liederhalle, in das Denkmalsbuch eingetragen und damit einen der Bedeutung des Gebäudes angemessenen Schutz zuerkannt. Nach den Worten von Regierungspräsident Manfred Bulling ist die Liederhalle nach dem Fernsehturm einer der bedeutendsten Beiträge Stuttgarts zur Entwicklung der modernen Architektur in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die von Christian Friedrich Leins 1863 in Form der italienischen Renaissance errichtete Liederhalle fiel 1943 dem Bombenhagel zum Opfer. Sofort nach Kriegsende bemühte sich der Stuttgarter Liederkranz um einen Wiederaufbau, jedoch dauerte es bis zum Dezember 1954, ehe der Stuttgarter Gemeinderat den Neubau nach den Plänen der Architekturgemeinschaft Abel und Gutbrod beschloß. Unmittelbar danach, im Januar 1955, begannen die Bauarbeiten und bereits im Oktober desselben Jahres konnte das Richtfest gefeiert werden. Die Einweihung fand schließlich im Juli 1956 statt.

Geprägt wird die Liederhalle durch ihre drei Säle, den großen Beethoven-Saal, den mittleren Saal, der nach Mozart benannt wurde, und den kleinen Silcher-Saal. Diese drei Säle sind in der Form der Baukörper und in ihren Oberflächen aus unterschiedlichen Materialien völlig verschieden ausgebildet.

Saulgau richtet Museum für Stadtgeschichte ein

(PM) Vor rund drei Jahren nahm eine Gruppe Saulgauer Bürger ein Projekt in Angriff, dessen Entstehen fast schon selbst Geschichte ist. Das Bemühen um die Schaffung eines Heimatmuseums reicht bis in die Zwanzigerjahre zurück. So wechselvoll die bisherigen Versuche waren, so wechselvoll waren auch die Vorstellungen von Sinn und Zweck und von dem, was überhaupt gezeigt werden sollte. Dem Betrachter sollte nicht ein zufälliges Sammelsurium vorgezeigt werden. Deshalb wurde zunächst eine didaktische Konzeption entwickelt. Die Geschichte der Stadt wurde in Themenbereiche aufgliedert und einzelnen Bearbeitern zugewiesen. Dabei waren jeweils zwei Fragen zu klären, nämlich auf welche Weise sich geschichtliche Großereignisse und Entwicklungen in Saulgau ausgewirkt haben und welche originären Saulgauer Gegebenheiten, Ereignisse, Entwicklungen und Persönlichkeiten von zumindest nachhaltiger lokaler Bedeutung lassen sich feststellen. Gesucht wurde dann gezielt nach Exponaten, die so aussagekräftig sind, daß die geschichtlichen Ereignisse erfahrbar und erlebbar gemacht werden. Erwartungsgemäß zeigte sich, daß das oberschwäbische Landstädtchen nicht gerade im Brennpunkt des großen Weltgeschehens stand. Immerhin erwarb es sich jedoch wegen seiner besonders zahlreichen Hexenverfolgungen im 17. Jh. den heute noch gebräuchlichen Beinamen «Hexenstädtle». Der Faschnachtsbrauch des Hexenverbrennens erinnert an die damaligen Vorgänge, von welchen zahlreiche Prozeßakten im Stadtarchiv ein ziemlich genaues Bild geben. Im Vordergrund der Präsentation steht somit die Sichtbarmachung der Großereignisse auf den Saulgauer Alltag sowie lokale Besonderheiten. Zu den letzteren zählt zweifellos die ehemals Thurn-und-Taxissche Posthalterei und heutige «Kleber Post», die seit rund dreihundert Jahren im Familienbesitz ist und über eine annähernd geschlossene Sammlung aus der Postkutschenzeit verfügt. Doku-

mente des napoleonischen Generals Jean Baptist Kléber ergänzen die Klébersche Sammlung.

Nach Entrümpelungs- und späterer Nostalgiewelle ist die Suche nach geeigneten Exponaten nicht einfach. Doch bereits jetzt verfügen die Initiatoren dank der Mithilfe der Bevölkerung über einen ansehnlichen Fundus.

Als festes zeitliches Ziel für die Eröffnung des Museums haben die Initiatoren den Juni 1989 ins Auge gefaßt, wenn sich entsprechend den vorhandenen Urkunden die Stadtwerdung Saulgaus zum 750. Male jährt. Doch das Museum soll über dieses Datum hinaus wirken: Für die Alt-Saulgauer als Anregung zur Beschäftigung mit ihrer und der Stadt Vergangenheit, für die Neu-Saulgauer zum tieferen Kennenlernen und Einleben in ihrer neuen Umgebung und schließlich für die in der Stadt weilenden Gäste als eine weitere Möglichkeit im reichhaltigen kulturellen Angebot.

Neues Verfahren beim Translozieren

(STZ) Völlig neue Wege geht der Landkreis Biberach bei der Erweiterung seines Freilichtmuseums in Kürnbach. Hatte man früher alte Fachwerkhäuser, wenn sie nicht schon eingestürzt waren, bis auf die Konstruktion ausgebeint und am neuen Platz sorgsam restauriert, so wird jetzt eine in Baden-Württemberg erstmals praktizierte Methode angewandt.

Dabei werden die senkrechten Teile komplett samt Fenstern verschalt, an eisernen Gewindestangen auf einen Laster gehievt und auf Tiefladern transportiert, wo man sie samt Spinnweben und Kaminruß wieder zusammenfügt. Die innere Konstruktion bleibt samt allen Putz- und Mal-schichten erhalten. Die neue Methode wird dem Anspruch gerecht, die historische Bausubstanz unverfälscht samt Patina zu erhalten. Was die Kosten angeht, so werden sie wahrscheinlich günstiger ausfallen als bei dem bisher praktizierten Abbruch und Neuaufbau.

Schon jetzt hat das erste Gebäude, ein über 150 Jahre altes stattliches Tanzhaus aus Wolfahrtsweiler bei Unterschwarzach, auf diesem Wege, den die Fachleute «Translozierung» nennen, den Weg an seinen künftigen Standort ins Kreisfreilichtmuseum Kürnbach hinter sich. Generalstabsmäßig wurde der Umzug des 15 Meter langen und 12,5 Meter breiten Tanzhauses auf drei Tiefladern an einem einzigen Tag vollzogen.

Das Tanzhaus war früher Teil eines Bauernwirthshauses, bei dem sich jedes Jahr am Sonntag nach Bartholomä die Jugend «beiderlei Geschlechts» aus weiten Teilen Oberschwabens in großer Zahl zu einem Volksfest mit vielerlei Belustigungen wie Hahnen-tanz, Wettlaufen, Sackspringen, Kegelschieben und Scheibenschießen traf.

Urzeit-Kunstwerk wird in Stuttgart restauriert

(lsw) Eine auf 32 000 Jahre geschätzte Statuette wird derzeit im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart restauriert. Nach Angaben des Museums handelt es sich dabei um das älteste Kunstwerk der Menschheit. Die knapp 30 Zentimeter große Statuette aus Mammut-Elfenbein stellt nach bisherigen Erkenntnissen von Prof. Elisabeth Schmid eine Figur mit menschlicher Haltung und dem Kopf einer Löwin dar. Bisher wurde sie nach den Worten der emeritierten Basler Wissenschaftlerin für eine männliche Mensch-Tier-Figur gehalten.

Frau Prof. Schmid nimmt seit 1982 beratend an der erneuten Restaurierung und Konservierung des einmaligen Funds aus dem Hohlestein-Stadel, einer Höhle bei Asselfingen (Alb-Donaukreis), teil. Die 1939 ausgegrabene, in viele Bruchstücke (Stoßzahn-lamellen) zerbrochene Statuette aus der Frühzeit des Menschen (homo sapiens) wurde Ende der 60er Jahre von Mitarbeitern der Universität Tübingen erstmals aneinandergesetzt. Die endgültige Restaurierung soll Anfang 1988 abgeschlossen sein. Die Statuette soll zur Neueröffnung der Prähistorischen Sammlungen im Ulmer Museum ausgestellt werden.



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

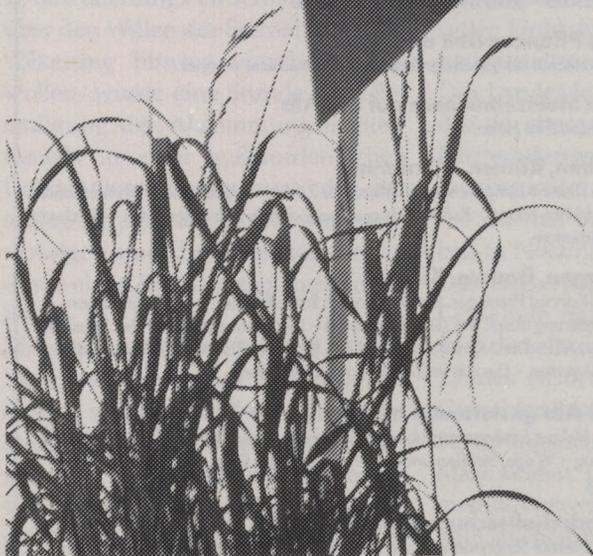
Für alle Ihre Zuhause-Wünsche finden wir schnell den richtigen Dreh.

**So individuell wie Ihre Pläne:
LBS-Maßprogramm.**

Egal, ob Sie später einmal bauen oder kaufen wollen: mit LBS-Bausparen finanzieren Sie alles günstig und bleiben flexibel.

Mit hoher Rendite besonders familienfreundlich.

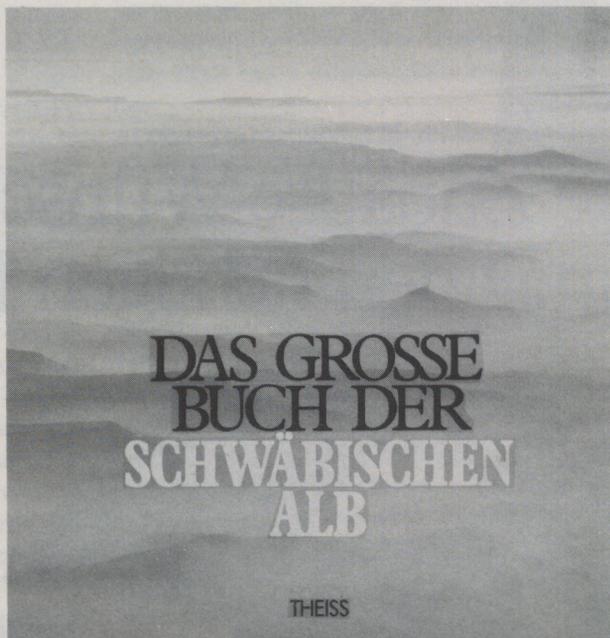
Für Familien besonders wertvoll: Renditestarkes LBS-Bausparen. So bilden Sie schnell Eigenkapital und können sicher und zuverlässig planen.



Kommen Sie zur LBS oder Sparkasse. Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

GEOLOGIE – LANDSCHAFT – FOSSILIEN – PFLANZEN MENSCHEN – GESCHICHTE – WANDERUNGEN

Neu



Neu

Entdecken Sie die
Schwäbische Alb neu

Eine liebenswerte
Landschaft
ins Bild gesetzt
und umfassend erläutert

Das große Buch der Schwäbischen Alb

Herausgegeben von Ernst Waldemar Bauer und Helmut Schönamsgruber. Mit Beiträgen von Ernst W. Bauer, Joachim Hahn, Dieter Kapff, Konrad Plieninger und Helmut Schönamsgruber. 216 Seiten mit 410 farbigen Abbildungen. Großformat 25 x 25,5 cm. Kunstleinen DM 89,-. Jubiläumspreis bis 31.12.1988 DM 79,-.

Eine beispiellos gelungene Kombination aus farbigem Bildband und modernem Sachbuch über die Schwäbische Alb. Hunderte von eindrucksvollen Farbaufnahmen ergänzen die umfassenden, informativen Texte, faktenreich und leicht verständlich geschrieben (siehe „Aus dem Inhalt“).

Dem Leser wird die Entstehung und Entwicklung der Alblandschaft anschaulich vor Augen geführt. Er nimmt teil am Leben und der Geschichte der Albbewohner von der Steinzeit bis in die Gegenwart und lernt auf zahlreichen Streifzügen die heutige, teilweise gefährdete Kulturlandschaft kennen.

**Jubiläumspreis 1988
DM 79,-
zum 100jährigen
Bestehen des
Schwäbischen Albvereins**

Die ganze Schwäbische Alb in Wort und Bild:

Jedem seine Alb

Von Ernst Waldemar Bauer.

Wie alles anfang

Von Ernst Waldemar Bauer. Das Meer kehrt zurück – Jura und Alb sind nicht dasselbe – Schichtstufenland – Das tertiäre Meer und das Kliff – Vulkane auf der Alb – Die rätselhaften Krater – Das Maß der Abtragung – Aus der Flußgeschichte – Steter Tropfen höhlt den Stein.

Die Pflanzenwelt auf der Alb

Von Helmut Schönamsgruber. Die Sonne scheint wärmer.

Der Steinzeitmensch auf der Alb

Von Joachim Hahn.

Kelten, Römer, Alamannen

Von Dieter Kapff. Die Alb, Plattform für Züchter und Künstler – Im Kernland der frühen Kelten – Kultur im Marschgepäck: Die Römer kommen – Adel und Christentum.

Burgen, Bauern, Kirchen

Von Konrad Plieninger. Die Burgen der Schwäbischen Alb – Eine Burgenwanderung durch das Große Lautertal – Der Bauernkrieg auf der Schwäbischen Alb – Die Alblandschaft und ihre Kirchen – Die Alte Kirche und die Reformation – Die Alb im Zeitalter der Vielstaaterei.

Die Alb gestern und heute

Von Helmut Schönamsgruber. Der Albler und sein Dorf – Die Industrie hält Einzug – Wege, Straßen und Schienen über den Berg – Röhren auf den Berg.

Landschaftsschutz – Naturschutz

Von Helmut Schönamsgruber. Die Neuentdeckung der Alb – Landschaft neu empfunden: Rettung tut not.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Bau des Freilichtmuseums Sternenfels gesichert

(STN) Gescheitert ist eine Bürgerinitiative in Sternenfels mit ihrem Begehren, durch eine Bürgerbefragung das geplante regionale Freilichtmuseum für den Nordschwarzwald und den Kraichgau zu verhindern. Bereits eine Stunde nach Auszählen des Bürgerbegehrens gab der Gemeinderat dann «grünes Licht» für das geplante Projekt.

Der Gemeinderat der Stromberggemeinde, der die Entscheidung angesichts über 900 gegnerischer Unterschriften am 22. November in die Hände der Bürger legte, hatte vorgegeben, daß mindestens 50 Prozent der Wahlberechtigten ein ablehnendes Votum abgeben müssen, damit das Projekt in der Gemeinde nicht mehr weiterverfolgt werde. Dieses Quorum wurde nicht erreicht; zwar waren 58 Prozent der Stimmzettel ablehnend gekennzeichnet, doch entspricht dies nur 41 Prozent der Stimmberechtigten.

Damit ist der Weg frei für den Bau des Freilichtmuseums, dem letzten von acht bestehenden oder im Aufbau befindlichen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg. Nachdem der Kreistag des Enzkreises seine Bereitschaft erklärte, die Trägerschaft zu übernehmen, bei seinem seinerzeitigen Beschluß allerdings einschränkte, nicht über den Willen der Sternenfels Bevölkerung hinweg entscheiden zu wollen, wurde eine Stunde nach Beendigung der Abstimmung in Sternenfels in einer außerordentlichen Gemeinderatssitzung auch der Beschluß gefaßt, das Projekt weiterzuverfolgen und die Voraussetzungen durch einen Bebauungsplan zu schaffen.

Mehr als in der Bevölkerung hat das Projekt innerhalb des Gemeinderats Gräben aufgerissen: Zwei Gemeinderäte fühlen sich von zwei ihrer Kollegen, den ehrenamtlichen Stellvertretern des Bürgermeisters, gemäßregelt, weil sie in einem Aufruf im örtlichen Amtsblatt gegen das Freilichtmuseum Stellung bezogen hatten. In Leserbriefen in den Zeitungen warfen die beiden Bürgermeister-Stellvertreter ihren Kollegen vor, demokratische

Spielregeln mißachtet zu haben, weil eben diese beiden Ratsherren vor drei Jahren den Grundsatzbeschluß, Gelände für ein mögliches Freilichtmuseum zur Verfügung zu stellen, mitgetragen hatten. Die beiden kritisierten und auch der Bürgerinitiative angehörenden Gemeinderäte wollen die Sachlage nun durch die Rechtsaufsichtsbehörde klären lassen. Sie nehmen einstweilen nicht mehr an den Sitzungen teil.

Notzinger Kelter als Baudenkmal festgelegt

(EZ) Für die immer noch zweifelnden Bürger aus Notzingen ist nach der Entscheidung des Regierungspräsidiums Stuttgart nun endlich klargelegt: die ehemalige Kelter ist denkmalrechtlich zu erhalten. Damit wird auch eine von der Gemeinde vorsorglich beantragte Abbruchgenehmigung kaum Aussicht auf Erfolg haben, weshalb die Bürgervereine einstimmig den Antrag auf Abbruchgenehmigung zurückgenommen haben. Vielleicht ist durch die Entscheidung des Regierungspräsidiums auch den Gemeinderäten eine Entscheidungshilfe gegeben worden. Der Kelterplatz kann nun nach Fertigstellung des Regenüberlaufbeckens unter Einbeziehung der alten Kelter neu gestaltet werden.

Das Landesdenkmalamt hob hervor, daß die ehemalige Kelter, die um die Jahrhundertwende des 17. Jahrhunderts errichtet worden ist, ein sichtbares Zeichen für den früheren Weinbau in Notzingen sei.

Das Regierungspräsidium legte der Gemeinde nahe, einen Zuschuß zu den Erhaltungskosten seitens des Landes zu beantragen. Nach einem Gutachten sollen die notwendigen Sanierungsmaßnahmen rund 135 000 Mark kosten. Die Praktiker in der Gemeinde bezweifeln jedoch, daß mit einem solchen Aufwand die ehemalige Kelter nutzbar saniert werden könnte. Fraglich ist auch noch, ob tatsächlich Landesmittel für die Sanierung überhaupt noch vorhanden sind.

Sanierungsprogramm für den Kocher läuft zügig

(RPS) Das Kochersanierungsprogramm des Regierungspräsidiums Stuttgart ist auf breiter Front im Vollzug. Für den Kocher, den „dreckigsten Fluß im Regierungsbezirk Stuttgart“ zeichnet sich ein Trend zum Besseren ab. Mehrere Regenrückhaltebecken wurden fertiggestellt, eine Kläranlage erweitert; andere Großprojekte sind im Bau.

Dies erklärte der Stuttgarter Regierungspräsident Manfred Bulling zum derzeitigen Stand des Kochersanierungsprogramms.

Wie dazu ergänzend mitgeteilt wird, hat im Bereich der Regenwasserbehandlung die Gemeinde Abtsgmünd ihr 4. Regenüberlaufbecken fertiggestellt und damit schon im Sommer vergangenen Jahres das Regenwasserbehandlungsprogramm komplettiert.

In der Gemeinde Hüttlingen wurde programmgemäß ebenfalls ein Regenüberlaufbecken fertiggestellt; ein weiteres ist im Bau.

In einem besonderen Kraftakt hat die Stadt Aalen drei neue Regenüberlaufbecken im Bau. Der Auftrag für ein viertes ist bereits vergeben worden; zwei weitere Becken gingen noch 1987 in Auftrag. Auch in der Stadt Oberkochen wurde ein neues Regenüberlaufbecken fertiggestellt. Ein weiteres Regenüberlaufbecken wird 1988 gebaut.

Insgesamt sind mit den Becken, die 1987 noch fertig wurden, dann 56% des am oberen Kocher erforderlichen Regenüberlaufvolumens vorhanden. Die Zuwachsrate ist seit Erarbeitung des Kochersanierungsprogramms doppelt so groß wie die durchschnittliche Zuwachsrate im Regierungsbezirk Stuttgart. 1988 und 1989 werden ebenfalls entsprechend den Programmzahlen weitere Regenüberlaufbecken gebaut, so daß spätestens 1990 das Endziel, der vollständige Ausbau der Regenwasserbehandlung im Kocherbereich, erreicht wird.

Rechnungshof überprüft Naturschutzverwaltung

(HdHZ) Der Landesrechnungshof hat überraschend damit begonnen, die Effizienz der Umweltschutzabteilungen an den Regierungspräsidien und der Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege zu überprüfen. Die Inspektion läßt die Bezirksstellen wieder einmal um ihre Unabhängigkeit bangen.

In den vergangenen Jahren hatte es bereits zwei Versuche gegeben, die Bezirksstellen den Regierungspräsidien einzuverleiben. 1985 war sich Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser bereits mit den Regierungspräsidenten des Landes einig über eine Zusammenlegung. Der Landesnaturschutzverband wandte sich jedoch gegen die Pläne, bevor es zu einer Gesetzesänderung kommen konnte. Auch der Vorschlag der Bulling-Kommission, die Bezirksstellen aufzulösen, wurde nicht umgesetzt. Als Anfang 1987 in den Regierungspräsidien nahezu alle umweltschutzrelevanten Referate in U-Abteilungen zusammengelegt wurden, blieben die Bezirksstellen unabhängig. Ihre Aufgabe ist es, die Behörden, Landratsämter und Gemeinden in Naturschutzfragen zu beraten. Sie besitzen auch Anhörungsrecht. Widersprechen die Bezirksstellen einem Plan, so muß die Zustimmung des Landwirtschaftsministeriums eingeholt werden. Allein das Ministerium kann Weisungen gegenüber den Bezirksstellen geben.

Hinter vorgehaltener Hand äußert man in den Bezirksstellen jetzt die Vermutung, daß mit der Inspektion des Rechnungshofs erneut ein Versuch eingeleitet werde, die relativ unabhängige Position der Bezirksstellen zu schwächen. Eine Einschätzung, die vom Rechnungshof nicht geteilt wird. Wie bei allen derartigen Prüfungen sei unsicher, was am Ende herauskomme, erklärte der für diese Aufgabe zuständige Ministerialrat Erwin Neuffer. Seinen Worten zufolge ist die Naturschutzverwaltung des Landes noch nie in dem vorgesehenen Umfang auf ihre Wirtschaftlichkeit überprüft worden.

Barockkloster Neresheim soll renoviert werden

(IsW) Kontinuierlich will sich das Land der «geschichtsbewußten Denkmalspflege» widmen. Die geplante vollständige Restaurierung des weit über die Grenzen Baden-Württembergs berühmten Barockklosters Neresheim verdeutliche den «langen Atem», sagte Ministerpräsident Lothar Späth im Anschluß an die zehnte auswärtige Ministerratsitzung des baden-württembergischen Kabinetts in Schwäbisch Gmünd.

Für die Erhaltung dieses hochrangigen Kulturdenkmals und geistigen Zentrums der Region Ostwürttemberg habe das Land bereits 22 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Weitere neun Millionen Mark seien für die Instandsetzung des Konventgebäudes mit dem Umbau des Mitteltrakts, für die neue Bibliothek sowie für die Sanierung des Südwestflügels, des Südostflügels und der Dächer fest eingeplant. Zu Beginn der 90er Jahre werde über die weiteren Baumaßnahmen wie Substanzsicherungsarbeiten an der alten Klosterschule und an den Ökonomiegebäuden sowie über die Neugestaltung der Außenanlagen entschieden.

Das Land Baden-Württemberg hat nach Späths Angaben von 1980 bis 1987 Zuschußmittel in Höhe von über 400 Millionen Mark für die Denkmalspflege bereitgestellt. Darin noch nicht enthalten seien die Gelder, die aus den Milliardenprogrammen für Stadt- und Dorferneuerung ebenfalls für Zwecke des Denkmalschutzes und der Denkmalspflege verwendet wurden.

Die Tübinger Altstadt soll lebendig bleiben

(STZ) Auch künftig will Tübingen an der seitherigen Altstadtpolitik festhalten, wie sie seit mehr als 15 Jahren praktiziert wird. In den Altstadtgebäuden soll oberhalb des Erdgeschosses nur die Nutzung der Häuser zum Wohnen zugelassen werden. Sinn dieser Regelung ist, eine Verödung der Innenstadt nach Feierabend zu verhindern durch die Gewährlei-

stung einer ausreichenden Zahl von Bewohnern.

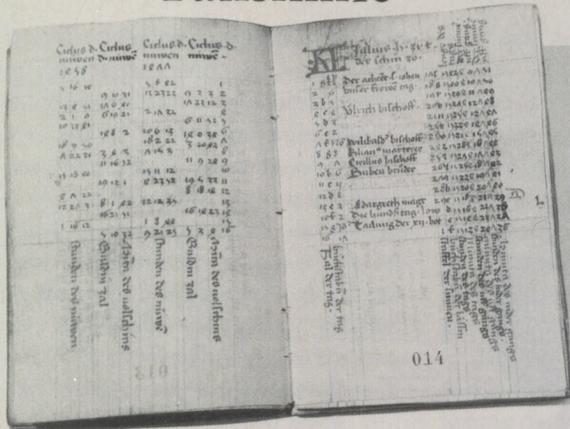
Der Gemeinderat der Stadt muß sich jetzt erneut mit dem Bebauungsplan der Altstadt und mit einer von der Verwaltung beantragten Veränderungssperre dazu befassen. Auslöser war ein Antrag der Volkshochschule Tübingen, die in einem Altstadtgebäude einen Zweigbetrieb hatte einrichten wollen. Ein entsprechender Antrag ist bereits in den zuständigen Ausschüssen gescheitert.

Während einerseits die Altstadt «lebendig» bleiben soll, sieht die Stadtverwaltung und sehen die Gemeinderäte auch die Gefahr, daß es im Stadtkern nachts gar zu lebendig werden könnte. In einer Veränderungssperre soll jetzt förmlich festgelegt werden, daß in ihrem Geltungsbereich keine weiteren Gaststätten, Spielhallen und Vergnügungsstätten eingerichtet werden dürfen. Aber bereits im Entwurf dieser speziellen Regelung wird deutlich, daß es den Verfassern sehr wohl möglich erscheint, Ausnahmen zulassen zu müssen.

Schloß Filseck wird jetzt saniert

(HT) Auf Schloß Filseck über Uhingen im Kreis Göppingen haben jetzt, nachdem das Anwesen jahrzehntelang nicht mehr genutzt wurde und verfiel, die Sanierungsarbeiten begonnen. Der Landkreis, der das Schloß erworben hat, erwartet vom Land Zuschüsse von fünf Millionen Mark. Bevor mit den eigentlichen Bauarbeiten begonnen werden kann, müssen erst das Fundament des Gebäudes verstärkt sowie das Erdreich talwärts gegen Abrutschen gesichert werden. Dafür werden Betonpfähle von 25 Zentimeter Durchmesser in den Hang gesetzt. In dem unter Denkmalschutz stehenden Schloß (die beiden erhaltenen Flügel wurden im 16. Jahrhundert erbaut) über dem Filstal sollen unter anderem das Kreisarchiv, die Kreisvolkshochschule und ein Museum untergebracht werden. Auch ein Restaurant ist geplant. Der Kostenaufwand wird insgesamt auf 15 Millionen Mark geschätzt.

Faksimile



Faksimile – die originalgetreue Wiedergabe einer einmaligen Handschrift. Als kostbares Geschenk, als Studien- und Sammlerobjekt von bleibendem, ja steigendem Wert. Bild:

Der persönliche Kalender des Grafen Eberhard im Bart, eine unserer Schwäbischen Faksimile-Editionen. Einzelblattfaksimiles mit Goldwiedergabe auch aus anderen bedeutenden europäischen Bibliotheken gibt es hier bereits ab DM 55,-.

Bitte verlangen Sie die farbigen Gratisprospekte von

Edition **Deuschle**

Lerchenweg 3/I · D-7334 Süssen/Württemberg
Tel. (07161) 8 10 39

Die Biographie zum 500. Geburtstag

Carlheinz Gräter

Ulrich von Hutten

Ein Lebensbild.
282 Seiten mit
61 Abbildungen.
DM 34,-.

**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart**

Zum 500. Geburtstag des temperamentvoll streitbaren Reichsritters und Humanisten zeichnet Carlheinz Gräter ein überaus differenziertes Porträt dieses einflussreichsten Publizisten seiner Zeit, dessen selbstbewußt trotziges „Ich hab's gewagt“ noch nach einem halben Jahrtausend auch den großen politischen Herausforderer charakterisiert. In ihm, dem hochbegabten und hochgebildeten Ritter, der mit erbitterter Vehemenz gegen Papsttum und Kurie ansah, der Luther unterstützte, energisch die Einheit der deutschen Nation, eine Reichsreform gegen Fürsten und Geistlichkeit forderte, der scheiternd seinen eigenen „Pfaffenkrieg“ führte und im Alter von 35 Jahren als Gebannter in der Schweiz starb – in ihm kreuzten sich alle Tendenzen und Ideen der Aufbruchgeneration von 1500: die Weltlust der Renaissance, der den mündigen Menschen fordernde europäische Humanismus und der erwachende Nationalismus.



STADT BACKNANG

Backnang – die Große Kreisstadt, 30 km nordöstlich von Stuttgart im Rems-Murr-Kreis an der Pforte zum Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald gelegen, präsentiert sich an der Nahtstelle zwischen den Wäldern, Hügeln und Tälern des Schwäbisch-Fränkischen Waldes und einer der dynamischsten Wirtschaftsbereiche Mitteleuropas, der Region Mittlerer Neckar. Sie vereint alle Vorteile einer solchen geographischen Lage: Zum Greifen nahe die Landschaft, die Ruhe und Erholung verspricht, und dennoch Teil einer modernen Wirtschaftsregion. Wichtige Industriezweige – Leder, Textilien, Baumaschinen – begründeten den Ruf Backnangs als eine der führenden Industriestädte im alten Württemberg. Nach 1946 kam als neue Industrie die Nachrichtentechnik hinzu.

Die Fußgängerzone mit ihren Brunnen und Gaslaternen lädt zum Bummeln und Einkaufen ein; das Erholungsgebiet Plattenwald mit Sportpfad, Naturlehrpfad, Wildgehege, einem modernen Mineralfreibad und zahlreichen Wanderwegen bietet Stadtrand-erholung für jung und alt.

Schon zur Tradition geworden ist das große Backnanger Straßenfest im Juni. In diesem Jahr werden wieder vom 24. bis 27. Juni Tausende von Besuchern drei Tage und vier Nächte lang die romantischen Altstadtgassen, die gemütlichen Lauben und urigen Keller der Backnanger Innenstadt bevölkern. Ein Ereignis, das in jedem Fall einen Besuch wert ist.

Einen Besuch wert ist auch das



**BACKNANGER
BÜRGERHAUS
»Bahnhofhotel«**



Das Backnanger Bürgerhaus «Bahnhofhotel» als kultureller Mittelpunkt unserer Stadt bietet Vereinen und Verbänden ganz neue Möglichkeiten. Die Veranstalter von Bällen und Festen, Konferenzen und Symposien, Zusammenkünften, Ausstellungen und vielem mehr finden im Backnanger Bürgerhaus «Bahnhofhotel» den geeigneten Rahmen.

- Zwei Säle (729 Plätze, 165 Plätze)
- Drei Konferenzräume
- Modernste Bühnentechnik
- Gepflegte Gastronomie

Backnanger Bürgerhaus «Bahnhofhotel», Postfach 1569, 7150 Backnang, Telefon (0 71 91) 6 10 67.

Was unsere Stadt zu bieten hat, möchten wir Ihnen gerne zeigen, wenn Sie einmal vorbeikommen!



Der Schutz der Umwelt ist notwendig, die Stromversorgung muß zuverlässig sein. Die Neckarwerke sorgen sich um beides. Die elektrische Energie für 500 000 Kunden wird zum größten Teil in Kohle- und Kernkraftwerken erzeugt: das sind sichere Energiequellen, die uns vom Ausland unabhängig machen.

Im Heizkraftwerk Neckar in Altbach/Deizisau und im Kraftwerk Walheim wird heimische Kohle genutzt. Die Rauchgase werden entstaubt, entschwefelt und entstickt. Dafür haben wir bisher 430 Millionen DM investiert.

Kernkraftwerke erzeugen den Strom verbrennungsfrei. Sorgfältige Betriebsführung und ein hoher Sicherheitsstandard rechtfertigen ihren Einsatz. Die kostengünstige Kernenergie festigt die Strompreise.

Wasserkraft, Fernwärme aus Kraft-Wärme-Kopplung, ein Blockheizkraftwerk, ein Deponiegas-Kraftwerk und Wärmepumpenanlagen tragen den ihnen möglichen Teil bei. Sie können uns gern nach genaueren Informationen fragen: Neckarwerke AG, Abteilung WI, Küferstraße 2, 7300 Esslingen.

NECKARWERKE
Elektrizitätsversorgungs-AG

**HERZOG FRIEDRICH I.
VON WÜRTEMBERG**

Großformatiges Ölgemälde, auf dem einer der württembergischen Herzöge – bevorzugt Friedrich I. oder Eberhard Ludwig – dargestellt ist, zu kaufen gesucht.

Angebote erbeten an: Anzeigenverwaltung Schwäbische Heimat, Postfach 81 02 05, 7000 Stuttgart 81



**Archäologie-Führer
Baden-Württemberg**

Von M. Klee. 238 S. mit 148 Abb. und Karten. 24,80 DM. 73 Ausflüge zu gut erhaltenen archäologischen Denkmälern.

**Römer, Rätsel
und Ruinen**

Ausflüge in die heimatische Archäologie (rund um Stuttgart). Von D. Kapff. 128 S. mit 49 Abb. 14,80 DM.

**Konrad Theiss Verlag, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1,
Telefon (07 11) 2 68 61-01**

**Schlüpf
'rein in die
Freizeit...**

...in **Ganter**
mit der
**Aktiv-
Sohle!**

Für Damen
0407,
für Herren
1007



schuh-verlässlich



Ganter

Schuh-Haus

Abele

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18
Fernsprecher 29 08 16

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

**GLÜCKWUNSCH
KARTEN**



Muster
und Prospekte
7207 Beuron
Beuroner Kunstverlag

**Burrer Naturstein
Renovierungen**

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

Blaubeurer Spital wird renoviert

(lsw) Das «Spital zum Heiligen Geist» in Blaubeuren wird in das Schwerpunktprogramm Denkmalpflege aufgenommen und seine Renovierung mit rund 300 000 Mark bezuschußt. Das als Altenheim genutzte Spital, das Eigentum der Stadt Blaubeuren ist, gilt als eines der wenigen mittelalterlichen Kulturdenkmale, die in dieser Art noch vollständig erhalten sind. Die denkmalbedingten Mehrkosten belaufen sich nach ersten Berechnungen auf etwa 900 000 Mark.

Parteien sind besorgt über Artenrückgang

(lsw) Die Sicherung des Lebensraumes ist nach übereinstimmender Auffassung aller Landtagsfraktionen grundlegende Voraussetzung, um den immer bedrohlicher werdenden Artenrückgang zu stoppen. In einer von der FDP beantragten Debatte zum Thema «Stummer Frühling» sprachen sich Sprecher der Regierung sowie der Oppositionsparteien im November außerdem für die Notwendigkeit einer Extensivierung der Landwirtschaft aus.

Die Landwirtschaft, so Umweltminister Erwin Vetter, sei in eine Überproduktion hineingerast, die sich als Lebensraum zerstörend erwiesen habe. Das Land beschreite aber neue Wege, in dem es Ausgleichsleistungen gewähre, um Bewirtschafter von besonders schützenswerten Flächen zu einer mehr ökologischen Pflege zu bringen. Er wies auch darauf hin, daß der Grunderwerb für Naturschutzzwecke in Zukunft einen Schwerpunkt darstellen werde. Bisher sind nach Angaben Veters schon 4000 Hektar für etwa 40 Millionen Mark erworben worden.

Die Grünen kritisierten dagegen scharf das ihrer Meinung nach zu geringe Tempo der Landesregierung beim Arten- und Naturschutz. Mit den bisher getroffenen Maßnahmen, so ihr Abgeordneter Hans-Dieter Stürmer, seien die Gefahren höchstens für ein paar Jahre hinausgeschoben worden.

Albverein fordert: Stop dem Wiesenumbruch!

(lsw) Seit Beginn der Diskussion um den Wasserpfeffing sind nach Beobachtungen des Schwäbischen Albvereins immer mehr Wiesen in Ackerflächen umgewandelt worden. Vielen Bauern sei offenbar nicht bekannt, daß für die Umwandlung von intensiv genutzten Flächen in Wiesen nur dann erhöhte Ausgleichszahlungen gewährt werden, wenn der Wiesenumbruch mindestens fünf Jahre zurückliegt, heißt es in einer Pressemitteilung des Vereins vom 2. November 1987.

Gleichzeitig forderte der Albverein die Landesregierung auf, die Wiesen im Südwesten zu erhalten. Der Wiesenumbruch könne in einer Landschaft mit ohnehin geringer Humusaufgabe bis zur Verkarstung führen. Außerdem würden wichtige Biotope für Pflanzen und Tiere vernichtet. Die auf den umgewandelten Wiesenflächen erzeugten Nahrungsmittel vergrößerten nur die Absatzschwierigkeiten im europäischen Agrarmarkt.

Landeswasserversorgung ist 75 Jahre alt

(lsw) Als einen «Meilenstein» auf dem Weg zu einer sicheren Trinkwasserversorgung in Baden-Württemberg hat Umweltminister Erwin Vetter am 17. November die Gründung der Landeswasserversorgung bezeichnet. Mit ihr sei vor genau 75 Jahren erstmals «in großen Dimensionen» die Ungunst der Natur durch ein Fernwasserversorgungssystem überwunden worden, sagte der Minister in Stuttgart bei einem Festakt zum 75jährigen Bestehen der Landeswasserversorgung. Diese habe mit dem überregionalen Ausgleich zwischen Gebieten mit Wasserüberschuß am Südostrand der Schwäbischen Alb und dem großräumigen Wassermangelgebiet des Mittleren Neckarraums neue und erfolgreiche Wege beschritten.

Die Landeswasserversorgung stellt heute in 230 Städten und Gemeinden mit 2,5 Millionen Bürgern die Trinkwasserversorgung sicher.

Umfangreiche Göppinger Findbücher

(lsw) Rund 5000 Seiten umfassen jetzt schon die sogenannten Findbücher, in denen genau verzeichnet ist, welche Schätze die 25 bisher im Landkreis Göppingen neu geordneten Stadt- und Gemeindearchive bergen. Dies teilte am 25. November der Göppinger Kreisarchivar Walter Ziegler mit. Nach seiner Darstellung hatte der Landkreis Göppingen vor rund 30 Jahren in der Neuordnung der Archive eine Vorreiterrolle in Baden-Württemberg übernommen.

Persönliches

Am 9. Januar 1988 hat **DR. WOLFGANG IRTENKAUF** sein 60. Lebensjahr vollendet. Von 1971 bis 1976 war er verantwortlicher Redakteur dieser Zeitschrift. Auch im Ruhestand, den er in Löffingen bei Donaueschingen verbringt, wird er dem **SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND** weiter verbunden bleiben, nicht zuletzt durch seine Führungen.

Am 23. September vergangenen Jahres ist **MARIA MÜLLER-GÖGLER** in Weingarten im Alter von 87 Jahren verstorben. Damit hat nicht nur Oberschwaben eine wichtige literarische Stimme verloren.

Professor **DR. WERNER FLEISCHHAUER**, anerkannter Kunsthistoriker und von 1952 bis 1967 Direktor des Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart, ist am 14. Januar 1988 bei bester Gesundheit 85 Jahre alt geworden.

DR. RICHARD ESPENSCHIED, in Isny der örtliche Vertrauensmann des Schwäbischen Heimatbundes, ist nicht zuletzt wegen seines heimatpflegerischen Engagements mit der Bundesverdienstmedaille ausgezeichnet worden.

Mitgliederwerbung 1987

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Jede Werbung eines neuen Mitglieds ist doppelte Hilfe! Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben.

1987 haben den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND folgende Personen durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

Elf Mitglieder warb:

Hans Binder, Nürtingen/Neckar.

Acht Mitglieder warben:

Helmut Erkert, Backnang; Dr. Oswald Rathfelder, Stuttgart 50.

Vier Mitglieder warben:

Dr. Uwe Kraus, Stuttgart 80; Erika Lex, Backnang.

Drei Mitglieder warben:

Martin Blümcke, Pfullingen; Jürgen Brucklacher, Tübingen; Ruth Frank, Stuttgart 70; Gerhard Haug, Kirchheim; Paul Zorn, Leutkirch.

Zwei Mitglieder warben:

Emil J. Bechtold, Nagold; Alice Fingerle, Kirchheim; Karl Hartmann, Heilbronn; Suse Hesse, Stuttgart 80; Hermann Krieg, Weil der Stadt; Harald Orner, Leutenbach; Dr. Hans Scheerer, Schorndorf; Werner Schultheiss, Leonberg; Raimund Waibel, Tübingen; Paul Schuldt, Steinenbronn.

Ein Mitglied warben:

Winfried Aßfalg, Riedlingen; Liselotte Bäder, Stuttgart 30; Ruth Bankwitz, Kirchheim; Jürgen Barth, Stuttgart 75; Karl Becker, Stuttgart 1; Dr. Max Bez, Stuttgart 1; Helmut Billig, Kirchheim; Margarete Blanck, Tübingen; Elsbeth Blümcke, Pfullingen; Ruth-Elisabeth Blunck, Tübingen; Dr. R. Bürger, Tübingen; Konrad Burchard, Ulm; Helmut Conz, Gruibingen; Emmy Dittmann, Leonberg; Magda Dieter, Ludwigsburg; Dr. Annemrei Dobler, Schorndorf; Arnhilde Domisch, Stuttgart 31; Rotraud Donner, Ebersbach; Dr. Marianne Düll, Stuttgart 1; Martin Ebinger, Esslingen; Wolfgang Engelhard, Auenwald; Dr. Paul Gro-

schof, Geislingen; Elke Hagmaier, Pfullingen; Karl Hanselmann, Stuttgart 40; Elisabeth Hartmann, Stuttgart 70; Gretel Heer, Ravensburg; Maria Heitland, Stuttgart 1; Karl-Martin Hummel, Stuttgart 1; Uschi Käß, Pforzheim; Liesel Knapp, Stuttgart 70; Lore Kneer, Nürtingen; Erne Kobler, Heilbronn; Karl Koppert, Nürtingen; Gertrud Krüger, Giengen; Lieselotte Kühn, Stuttgart 70; Viktor Kurz, Esslingen; Paula Lamparter, Stuttgart 75; Else Lehle, Aichwald; Heinz Lohss, Stuttgart 1; Dr. Christa von Massenbach, Backnang; Heinz Mock, Saulgau; Dora Mühleisen, Leinfelden-Echterdingen; Gerhard Müller, Pforzheim; Margarete Müller, Korntal; Renate Müller, Stuttgart 1; Hr. Thomas Müller, Oldenburg; Erna Ohl, Stuttgart 40; Dr. Gerhard Raff, Stuttgart 70; Mechthild Rheinweiler, Kirchheim; Albert Rothmund, Schwäbisch Hall; Inge Sayler, Unterlenningen; Paul Schuldt, Steinenbronn; Gertrud Schlosser, Talheim; Maria Schmid, Tübingen; Helmut Schmidbauer, Kernen; Dr. A. Schreitmüller, Stuttgart 1; Dr. Eberhard Schuon, Eningen u. A.; Sibylle Setzler, Tübingen; Dr. Wilfried Setzler, Tübingen; Elisabeth Seitter, Esslingen; Berta Siegel/Renate Tautphoeus, Fellbach; Stemshorn-Nissen, Ulm; Stocker + Paulus, Esslingen; Elisabeth Stuhlinger, Kirchheim; Dr. Dorothee Todenhöfer, Tübingen; Gisela Trattner, Leinfelden-Oberai-chen; Erika Ungerer, Waiblingen; Karl F. M. Wagner, Eriskirchen; Prof. Fritz Weller, Ravensburg; Elfriede Weiß, Heilbronn; Irmgard Weisert, Tübingen; Dr. Sigbert Winter, Stuttgart; Gertrud Zehender, Stuttgart 30; Ursula Zöllner, Tübingen.

Aus drucktechnischen Gründen konnten nur Werbungen bis 1. Dezember 1987 berücksichtigt werden. Spätere Werbungen werden 1988 vermerkt.

Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben, wurden auch in diesem Jahr wieder die ausgesetzten Preise verlost: 75 Bücher und Kalender. Die glücklichen Gewinner haben ihre Preise inzwischen erhalten. Wir bitten, auch im neuen Jahr für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND zu werben. Auf Anforderung verschicken wir gerne Probe-Exemplare der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.